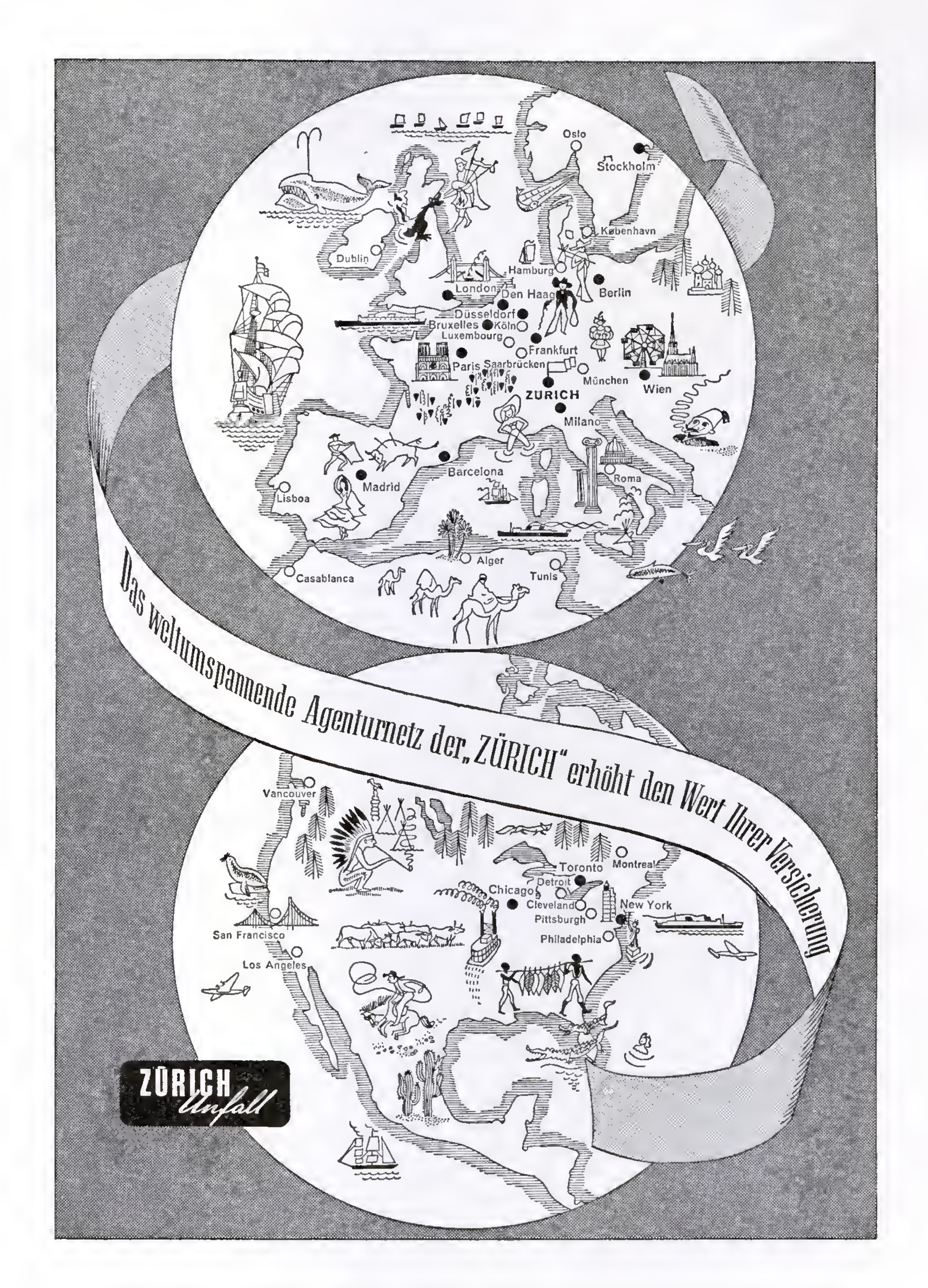
ATLANTIS

Heft 8 August 1954 Preis 3.—





Unsere Auslandvertretungen stehen unseren Kunden mit Rat und Tat zur Verfügung

ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

XXVI. JAHR · HEFT 8 · AUGUST 1954

Herausgeber: Martin Hürlimann

Redaktionelle Mitarbeiter: F. Hindermann und Bettina Hürlimann

ATLANTIS VERLAG

Freiburg-Breisgau, Johanniterstraße 4, Tel. 67 17

INHALT

Umschlag: Krieger der Kassena-Nankanni
Farbphoto Jürg Klages

Abonnementspreise:
Jahresabonnement DM 28.–, Halbjahresabonnement DM 15.–
Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

Anzeigenverwaltung:
Wesa-Werbung – W. Sarkowski, Berlin-Lankwitz, Mozartstraße 30, Telephon 734704

Vertrieb außerhalb Deutschlands:
Atlantis-Expedition, Zürich, Zwingliplatz 3

Papier: Papierfabrik Biberist


Eine Weltreise für 1 DM täglich

Erscheint Ihnen das unmöglich? Für eine Weltreise benötigt eine Person doch mindestens 4000–5000 Mark, vor allem aber auch Zeit. Und im Augenblick fehlt Ihnen vielleicht beides. Wie wäre es aber, wenn Sie später, bei Eintritt in den wohlverdienten Ruhestand, Ihre Frau mit den Worten überraschen könnten:

„Und nun, liebe Frau, machen wir beide eine Weltreise!"
Dann haben Sie die nötige Zeit, um sich in Ruhe und mit Genuß die Schönheiten ferner Länder anzusehen, und das Erleben einer solchen Reise ist im vorgeschrittenen Alter vielleicht ein viel köstlicheres und tieferes als in jüngeren Jahren.

Wenn Sie selbst aber dann lieber in Beschaulichkeit zu Hause bleiben möchten, wird sich Ihre Tochter oder Ihr Sohn über kein Geschenk (z. B. als Hochzeitsgabe) mehr freuen als über eine Weltreise.

„Aber, was soll das alles", werden Sie sagen, „eine Weltreise kann man doch nicht für 1 Mark pro Tag haben!" Doch, das ist möglich; dazu verhilft Ihnen die

VICTORIA-VERSICHERUNG.

Zum Beispiel: Ein 40jähriger schließt eine Kapitalversicherung auf das Endalter 65 mit einem Jahresbeitrag in Höhe von 363,60 DM ab. Das ist pro Tag 1 Mark. In seinem 65. Lebensjahr zahlen wir ihm 9000 DM aus; und die Weltreise kann losgehen. Je früher man beginnt, umso höher ist das Kapital, das einem später zur Verfügung steht; ein jetzt 30jähriger würde für den gleichen Jahresbeitrag schon ein Kapital in Höhe von 13600 DM zu erwarten haben. Mit einer solchen Versicherung schaffen Sie aber gleichzeitig eine zusätzliche Versorgung für Ihre Frau und für Ihre Familie, denn das Kapital wird auch schon dann fällig, wenn Sie vorzeitig zu der ganz großen Reise abgerufen werden sollten.

Senden Sie die anhängende Karte ausgefüllt an uns ab. Das verpflichtet Sie zu nichts, denn wir beraten Sie gern völlig kostenlos und unverbindlich.

VICTORIA-VERSICHERUNG



Hier abtrennen!

Als Drucksache frankieren oder unfrankiert in den Briefkasten werfen!

Drucksache

An die
VICTORIA-VERSICHERUNG
(22a) DÜSSELDORF
Bahnstraße 2–8

Ich möchte später eine Weltreise machen und bitte um Beratung über eine entsprechende Kapitalversicherung. 2

Name: ______

Anschrift: ______

geb. am: ______

WL 2083 6.54. 100

GROSSER HISTORISCHER WELTATLAS. Herausgegeben vom Bayerischen Schulbuchverlag München, Teil I: Vorgeschichte und Altertum, mit Erläuterungen von Hermann Bengtson und Vladimir Milojcic (München 1953).

Im Bayerischen Schulbuchverlag, der sich in den letzten Jahren durch richtungweisende Unterrichtswerke ausgezeichnet hat, ist der I. Teil eines erläuterten historischen Weltatlasses erschienen, der Vorgeschichte und Altertum umfaßt. Eingeleitet durch anschauliche Tabellen zur Erd- und Lebensgeschichte und durch übersichtliche Zeittafeln zur Ur- und Frühgeschichte, werden die prähistorischen Epochen in ihrem eurasischen Zusammenhang dargestellt, so daß bereits von der Betrachtung der Frühzeit her wichtige Grundlagen für eine universalgeschichtliche Erfassung des Altertums geboten werden. Der veränderten Geschichtsbetrachtung unserer Zeit entsprechen auch in vollem Maße die Karten zur Geschichte des Altertums, die den Anteil des Orients und der Antike an der weltgeschichtlichen Entwicklung sehr eindringlich offenbar werden lassen. Lassen schon die Karten überall die gediegene Forschungsgrundlage erkennen, so bestätigen die vorzüglichen Erläuterungen, daß dieses Unterrichtswerk alle modernen Forschungsergebnisse berücksichtigt: es wird in knapper Dichte eine von modernem Literaturapparat getragene Übersicht geboten, die von grundlegender Bedeutung für den modernen Geschichtsunterricht ist. Es bedeutet keinerlei Beeinträchtigung, wenn man sich in dem eurasischen Rahmen noch eine Karte zur chinesischen Geschichte seit der Schang-Zeit wünscht, zumal in den Erläuterungen auch auf China eingegangen wird; vielleicht würde es sich auch empfehlen, im Zusammenhang mit der eurasischen Frühzeit die prähistorische Entwicklung Amerikas darzustellen, die ja in der Alten Welt verwurzelt ist. Hervorragend sind maßvolle Anlage und eindringlich sinnfällige Darstellung; so wird in ansprechenden Farben, die den visuellen Tendenzen unserer Zeit entgegenkommen, mit neuen Mitteln (Verwendung transparenter Deckblätter) die Aufnahme des inhaltsschweren Stoffes erleichtert. Der Atlas ist als vorbildlich, über Schule und Universität hinaus, auch dem großen Leserkreis zu empfehlen, der sich mit geschichtlichen Problemen beschäftigt. *Joseph Wiesner*

DIE WELT DES SCHWEIGENS

Das gleichnamige Buch von *Max Picard* (248 Seiten; Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich), richtet sich nicht gegen das Wort, sondern gegen alles Laute und Lärmige, das in unaufhörlicher Aufdringlichkeit unser heutiges Leben zumeist entstellt. Wie die vorherigen Schriften Picards, sei es über das Menschengesicht oder die Flucht vor Gott, verleitet auch diese in ihrer aphoristischen Diktion zunächst irgendwo in der Mitte anzufangen, um dann allmählich innezuwerden, daß die einzelnen Abschnitte zyklisch aufeinander bezogen sind und in mannigfachen Wiederholungen bestimmte Grundgedanken stets in neuen Beleuchtungen betrachten. Es ist ein tiefgründiges Buch, dem es um das Sein des Menschen überhaupt geht, seine Behauptung und Einfügung in die zeitlichen und ewigen Ordnungen. Es ist zugleich ein dichterisches Buch, in dem das zu Sagende sich gern in Bilder wandelt, deren Einprägsamkeit bleibt und oft unversehens nachwirkend wieder auftaucht, selbst in der Welt des Unschweigens. Und auf einmal verliert diese ihre Gewalt, wird ihrer verführenden Draperien entkleidet, und der Glanz der Morgenfrühe breitet sich wieder über die Dinge, und die Klarheit des Ursprünglichen wird gnadenhaft wieder den menschlichen Beziehungen zuteil. Es tut gut, von Zeit zu Zeit in diesem Buch zu lesen, denn seine unbestechliche Strenge ist niemals ohne Tröstung. *W. v. M.*


ORIENT EXQUISIT · ORIENT EXQUISIT · ORIENT EXQUISIT
H N
LÖWENBRÜCK
TROPEN-PACKUNG
12½ Pfg
HAUS NEUERBURG
empfiehlt allen, die Erlesenes zu schätzen wissen, LÖWENBRÜCK ORIENT EXQUISIT, die Spitzenmarke von Haus Neuerburg. Das sehr feine Aroma der edlen Orienttabake wird wohl bewahrt durch die luftdichte Tropenpackung mit dem Rändelstreifen.
ORIENT Exquisit



SAHARA-CHAUFFEURE

Von Joseph Petit und Louis Carl

Es ist wohl kein Geheimnis, daß heutzutage die Durchquerung der Sahara keine außergewöhnliche Leistung mehr bedeutet, die nur Forschungsreisenden und tollkühnen Abenteurern zuzumuten wäre. Wenn es also dem geneigten Leser einfiele, im Laufe der nächsten Woche quer durch die große Wüste zu ziehen, so stünde dem nichts im Wege, es sei denn ein ungenügendes Bankkonto. Der Einfall ist nämlich in der Tat etwas kostspielig.

Aber angenommen, diese erste Schwierigkeit wäre überwunden, der Urlaub gewährt, die Fahrt durchs Mittelmeer schon überstanden: nun steht man also in Algier und wartet, angetan mit dem obligaten Tropenhelm, in Leinen gekleidet, mit einer dunklen Brille und umfangreichem Gepäck ausgerüstet. Der Wagen, auf dem man zum Angriff gegen den Wüstenwind und die Sanddünen anrücken soll, wird in wenigen Minuten vorfahren. Wie brav und bieder kommen einem in diesen letzten Augenblicken, da man innerlich Abschied nimmt und sich schon draußen in der menschenleeren Weite fühlt, all die Lieferwagen und Limousinen, die Motor- und Fahrräder vor, die zu dieser frühen Stunde durch Algier rollen! Pünktlich aber taucht inzwischen um die Ecke der mächtige Wüstenwagen auf und hält an der verabredeten Stelle: ein wahres Ungetüm, mit seinen zwölf Tonnen auf schweren Doppelpneus ruhend, und mit der stolz verkündeten Linien- und Routenbezeichnung: «Ligne du Hoggar», «Alger–



Die Sahara-Route im Süden von Tademaït. Da und dort begegnet man unterwegs einer Tuareg-Karawane (Seite gegenüber); über weite Strecken ist die Piste kaum markiert.

Niamey–Kano–Fort-Lamy.» Die Straßenbahn nimmt sich daneben geradezu schmächtig aus. Daß der Koloß im Augenblick, da wir die aufgemalten Ortsnamen mit ihrem Zauber der Ferne lesen, jeden Gedanken an Altersschwäche und Pannen ausschließt, versteht sich von selbst. Es sind andere Vorstellungen, die uns jetzt beschäftigen, andere Bilder schweben uns vor.

Eine gewisse Ernüchterung läßt freilich nicht auf sich warten. Denn nun öffnet sich die Wagentür, und von seinem hohen Sitz steigt der Mann herab, der den Wagen und unser Schicksal lenkt: der Wüstenfahrer. Wir können es noch nicht recht fassen, daß der gutmütig lächelnde Mann mit der Baskenmütze und im abgenützten Straßenanzug, der keineswegs verwegener aussieht als irgendein Kollege von der städtischen Autobuslinie, uns über Tausende von Kilometern bis an den Tschad-See führen soll. Vergeblich suchen wir in seinen Zügen ein besonderes Kennzeichen, eine wenn auch schwache Andeutung des Außergewöhnlichen. Die Farbe, ja, die mag etwas dunkler sein... Jetzt begrüßt er uns; und er spricht mit bretonischem Akzent und verrät zugleich, daß er wohl längere Zeit im Pariser Faubourg St-Denis gelebt hat.

Trotz dieser ersten Enttäuschung sind wir mitge-





An einzelnen Etappenhalten nehmen Rasthäuser die Reisenden auf; die Genietruppen, die für den Unterhalt der Piste verantwortlich sind, besitzen eigene Lager (rechts unten). Von dem zermürbenden Kampf gegen die Sanddünen zeugen die Reifen.





fahren. Die erste Wegstrecke führt über den Tell-Atlas. Die Straße ist schmal, mit schwindelerregenden Kurven über Steilhängen und Felsschluchten, und der Fahrer wirft mit voller Drehung des Lenkrades den zwanzig Tonnen schweren Wagen herum (denn die Ladung ist noch hinzugekommen) und erzählt dabei gleichmütig, daß man ja nun seit 1939 daran sei, die Straße auszubauen und zu verbreitern. In Djelfa, wo wir am ersten Abend eintreffen, schlottern wir vor Kälte. Da erzählt man uns auch die ersten Geschichten von der Route, etwa wie ein russischer Lastwagenfahrer der Gesellschaft einst den Telephonapparat kurz und klein schlug, der sich im Hotel befindet. Das war an einem bitter kalten Wintertag, als der Schnee den Wagen wenige Kilometer vom Etappenhalt blockiert hatte und der Russe sein bockiges Fahrzeug einfach nicht mehr vorwärts brachte. Der Mann stieg aus, legte die letzte Wegstrecke zu Fuß zurück und rief vom Hotel aus die Transportgesellschaft in Algier an. Am anderen Ende des Drahtes befiehlt ihm eine Stimme kurz und bündig, er solle an der Stelle stehenbleiben, wo er sich gerade befinde, man werde sofort einen Reparaturwagen schicken. Der Russe, der gar keine Zeit gehabt hat, die Situation richtig zu schildern, hält es für ein Mißverständnis: erstens hat er ja keine Panne und braucht also auch keinen Reparaturwagen, zweitens könnte ein solcher Wagen auf der schneeverwehten Straße ebenso wenig durchkommen, als es ihm gelungen ist. So ruft er, in leicht gereizter Stimmung, ein zweites Mal das Büro in Algier an. «Was wollen denn Sie schon wieder? Wir haben Ihnen doch gesagt, Sie sollten warten, bis der Reparaturwagen eintrifft!» Und schon hat der andere wieder aufgehängt. Auch ein dritter Versuch des Russen, sich mit Algier in Verbindung zu setzen, führt zu keinem Ergebnis. Oder besser: das Ergebnis ist für alle Anwesenden im Hotel völlig unerwartet, indem nämlich der Russe, der sich in seiner Berufsehre gekränkt fühlt und nun am Ende seiner Geduld ist, in einem Wutanfall den Telephonapparat samt der Fassung und allen Kabeln von der Wand reißt, die Einrichtung kurz und klein schlägt und unter unverständlichen, offenbar aber gräßlichen russischen Verwünschungen und Flüchen sich auf sein Zimmer begibt.

Woraus hervorgeht, daß die Beziehungen der Sahara-Fahrer zu den Bürokraten eher gespannt sind.

Von Ghardaja an beginnt die richtige Wüste. Der Fahrer hängt Matten und Unterlagen an die Seitenwände des Wagens und bringt vorn eine Guerba an, einen Sack aus Ziegenfell, der den Eingeborenen als Wasserbehälter dient. Der Neuling versteht den Sinn dieser Maßnahmen nicht, aber sein Bedürfnis nach Lokalkolorit wird doch allmählich befriedigt. In El-Golea erregt der Fahrer die Aufmerksamkeit der Gäste, indem er ein arabisches Gewand und eine entsprechende Kopfbedeckung anzieht; ein eingeborener Hilfschauffeur steigt nun ein, und das Ganze sieht jetzt schon eher nach einer abenteuerlichen Wüstenfahrt aus.

Die Hoggar-Piste zeigt sich nun anders: bald ist die Wegspur genau ersichtlich, bald verliert sie sich in der nackten ebenen Wüste. Das eine Mal heißt es vorsichtig sein und sich strikte an die Markierung halten, will man nicht im Sand versinken; das andere Mal darf der Fahrer jeder Laune folgen und beispielsweise, wenn es ihm gerade einfällt, mit seinen zwanzig Tonnen eine wilde Jagd veranstalten, um eine Gazelle einzuholen, die am Horizont auftaucht. Inzwischen lernt der Neuling die ersten Sahara-Fliegen kennen, die ebenso frech und starrsinnig sind wie ihre australischen Artsgenossen, er entdeckt die ersten Luftspiegelungen und die ersten Skelette der unterwegs verendeten Kamele. In In-Salah kostet er von dem magnesiumhaltigen Wasser, das als das wirksamste Heilmittel gegen touristische Gelüste gelten darf. Der Fahrer beeilt sich, die Oase zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, die Nacht unterwegs in der Wüste verbringen zu müssen.

Allmählich wird die Piste wellblechartig: der Sand weist mehr oder weniger tiefe, regelmäßig aufeinanderfolgende Quergräben auf, die das Fahrzeug und seine Insassen in ein gefährliches Schwanken und Schütteln versetzen. Man erreicht die Arak-Schluchten und das prächtige Land der Blauen Berge.

Den ganzen Tag über rollt der Wagen, Stunde um Stunde, vom Morgengrauen bis zur Dämmerung. Im Sommer fährt man des Nachts, weil tagsüber die Sonne zu heiß wäre. Die Gäste dösen in ihren Ecken, während der Fahrer unermüdlich am Steuer sitzt. Am Rastort angelangt, muß er zunächst den Motor nachsehen, Öl nachgießen, die Reifen prüfen oder auswechseln; erst dann kann er sich Ruhe gönnen. Die besten Zimmer in den Herbergen bleiben für die Fahrgäste reserviert; da und dort muß der Chauffeur auf einem Notlager in der Garage übernachten. Wenn der Wagen unterwegs einmal bockt, kann der Passagier in aller Ruhe aussteigen und sich die Beine vertreten; der Fahrer muß sich in der Gluthitze um den heißgelaufenen Motor kümmern und die Panne beheben. Seine gute Laune und seine Geschicklichkeit sind wahrhaft bewunderungswürdig. Mit allem hilft er einem aus: wer kein Wasser mitgenommen hat, kann sich bei ihm eine Flasche holen, wer bei der Rast kein Brennmaterial findet, bekommt von ihm einen Armvoll Holz, das er in einer Kiste für alle Fälle mitführt. Am Ende der Reise hat der Passagier in ihm einen neuen Freund gewonnen; und dieser Freund ist weit berühmter, als es sich der Neuling in Algier vorgestellt hatte, damals vor der Abfahrt, als der Chauffeur mit seiner Baskenmütze aufrückte. Denn alle Eingeborenen, die in der Nähe der langen Piste leben, kennen ihn bei seinem Vornamen und erzählen sich seine Heldentaten: wie er einst eine Karawane vor dem Verdursten gerettet, wie er selbst einmal tagelang in der Wüste ausgeharrt, bis Hilfe kam. Sie, die bescheidenen Sahara-Fahrer, bringen den gesamten Nachschub für die einsamen Wüstenstationen. Im Winter, wenn der Verkehr am dichtesten ist, führen sie auf ihren Wagen in Ladungen von ungefähr je zehn Tonnen alles heran, was die weiße und die Eingeborenenbevöl-

kerung hier weit im Süden zum Leben braucht. In In-Salah und in Tamanraset müssen die Händler restlos alles Hunderte von Kilometern entfernt bestellen; das ganze Jahr über bringen die Zisternenwagen Benzin (oder Wein) zu den entlegensten Militärposten und Flugfeldern, und auch die lang erwarteten Postsendungen werden ihnen anvertraut. Wenn ein Wagen in einer Oase eintrifft, so ist das jedesmal ein festliches Ereignis.

Nach den ersten Fahrten durch die Sahara-Wüste mußte die Piste für den regelmäßigen Verkehr erst genauer erkundet und bezeichnet werden. Die Fahrer und die Truppen des französischen Sahara-Geniekorps haben sich darum verdient gemacht; nach vielen, zum Teil auch unfruchtbaren Versuchen, gelang es schließlich, eine Route festzulegen, die allerdings vorerst nur mit Hilfe des Kompasses befahren werden konnte, da sie streckenweise ungenügend markiert war, und sie nach und nach auszubessern. Dazu gehört, nebst der genaueren Markierung, der eigentliche Unterhalt, der ständige Kampf gegen die Sandverwehungen und den «Wellblech-Boden». Mit zum Teil primitiven Werkzeugen und beschränkten Krediten wird hier unaufhörlich gearbeit; der Ertrag ist scheinbar oft gering, etwa wenn eine Gruppe in einem halben Jahr 785 m der Piste wieder instandstellt, aber in Wirklichkeit, hält man sich all die Schwierigkeiten vor Augen, handelt es sich um großartige Leistungen. Diesen Arbeitern in der Wüste ist es zu verdanken, daß man heute als Tourist sich durch die Sahara wagen kann.

Wer aber zu einer solchen Vergnügungsfahrt aufbricht, möge an die Geschichte denken, die sich kürzlich ereignet hat: Unter den Passagieren eines Wagens befand sich da auch ein geschwätziger, offenbar höchst erfahrener Herr, dessen Kleidung, Gehaben und Redeweise den hartgesottenen Wüstenfuchs zu verraten schienen. Schon am ersten Reisetag begann also der Wüstenfuchs, dem Fahrer Ratschläge zu erteilen: wie die Sanddünen beschaffen seien, wie man sie unterscheiden könne und wie man sich am besten mit dem Wagen verhalte. Der Fahrer hörte sich alles geduldig an; nur die unmittelbaren Nachbarn des Wüstenfuchses wechselten ihre Plätze und zogen sich nach einer Weile in eine entfernte Ecke zurück. Das ging so zwei oder drei Tage im gleichen Tone weiter. Aber als einmal der Wüstenfuchs wieder lauter denn je seine Meinung äußerte und zu einem neuen Vortrag ansetzte, geschah etwas Unerwartetes: der Fahrer drehte das Steuer herum, verließ die Piste und raste mit Vollgas, unter gewaltigem Lärm, auf die nächste Sanddüne los. Der Wüstenfuchs war ziemlich blaß geworden. Als der Wagen schließlich mit beiden Vorderrädern fest im Sande stecken geblieben und nach dem bedrohlichen Krachen und Knirschen eine lautlose Stille eingetreten war, stieg der Fahrer aus, holte seinen alten Grammophonapparat aus dem Gepäck, marschierte auf den höchsten Punkt der Düne und setzte in aller Ruhe eine Platte auf. Beunruhigt blieben die Passagiere auf ihren Sitzen und hörten sich mit gemischten Gefühlen den alten Militärmarsch an, der da von der Höhe ertönte. Schließlich ermannte sich der Wüstenfuchs und rief dem Fahrer zu, was das alles bedeuten solle. Und darauf versetzte der Fahrer, indem er den Vortragston des anderen nachahmte: «Es gibt verschiedene Arten von Dünen… Bei den einen muß man sich so verhalten, daß man mit dem Wagen durchkommt, bei den anderen bleibt man stecken.»





Belgisch-Kongo als zukunftsreiches Siedlerland: *eine belgische Farm in Ruanda*, an der Straße Costermansville-Astrida. Hunderttausende ähnliche könnte es geben, wenn es nicht an Arbeitskräften mangeln würde. (Photo G. de Bock, Congopress)

KONGO YA SIKA — DER NEUE KONGO

Wachstumstempo und Eigenart Belgisch-Äquatorialafrikas

Von ANTON ZISCHKA

Was Kanada an einem Ende der Welt ist, das ist der Kongo am andern: Ein eindeutiger Beweis für die ungeschwächte Lebens- und Schöpferkraft des Abendlandes, für die Leistungsfähigkeit Europas und die Überlegenheit seiner Wirtschaftsmethoden. Obwohl die Korea-Hauße vorbei ist und mancherorts wieder die Krisenangst umgeht, vibriert der Kongo heute förmlich vor Arbeitsfreude. *Nichts* ist hier von Untergangsstimmung und müdem Aufgeben des Kampfes um eine bessere Welt zu spüren. Nichts von Resignation der Weißen oder von fanatischem Haß der Schwarzen. Und dadurch stellt der Kongo zugleich auch eine Art Musterschau dessen dar, was Weiß und Schwarz in Afrika zu vollbringen vermögen, sobald sie nicht gegeneinander, sondern *miteinander* arbeiten, sobald sie *beide* an ihre Zukunft glauben.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Kongo das potentiell reichste aller Tropengebiete ist. Aber nicht nur, weil dieses Dreizehntel Afrikas überaus gut mit Bodenschätzen versehen und das bei weitem reichste an Wasserkraft der Erde ist. Nicht nur, weil hier 180 Millionen PS oder das mehr als Doppelte aller Wasserkräfte der USA auf ihre Nutzung warten, das Äquivalent von mehr als 3½ Milliarden fleißiger Muskelarbeiter zur Verfügung steht. Sondern vor allem, weil hier heute trotz — oder gerade *wegen* — der «Kongo-Greuel» oberster Grundsatz der Kolonialpolitik ist, was Jean Bodin schon 1576 in die Worte faßte: «Il n'est richesse ni force que d'hommes.» *Aller* Reichtum, alle Kraft stammt vom Menschen. *Mit*, nicht wie an so manchen andern Stellen der Erde *gegen* die Eingeborenen wird der Kongo erschlossen, und was das bedeutet, wird erst klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieses mit seinen 2,3 Millionen Quadratkilometern das Siebenundsiebzigfache Belgiens umfassende Gebiet noch vor zwei Generationen das weitaus «dunkelste» des dunklen Erdteils war: Henry Morton Stanley war der *erste* Weiße, der 1875–77 den Kongo von seinem



Der größte Schatz Belgisch-Kongos: Seine Wasserkräfte, die auf 180 Millionen PS, das mehr als Doppelte aller Wasserkräfte der USA geschätzt werden, aber erst zu weniger als einem Tausendstel genutzt sind. Hier die Wilhelms-Fälle des Kwango (Chutes Guillaume) an der Grenze von Angola. (Photo C. Lamote, Congopress)

Oberlauf bis zur Mündung befuhr, und er hatte dazu 30 Schlachten zu schlagen. Wo heute Léopoldville, eine Stadt von 265000 Einwohnern, liegt, gab es 1881 auch nicht die kleinste Hütte. Da stand ein alter Baobab-Baum, an den Stanley sein sechspferdiges Dampfboot «En avant» festband, das erste Dampfschiff, das diesen zweitmächtigsten Strom der Erde je befuhr. Nun aber stehen hier sieben Wolkenkratzer, die ersten Hochhäuser des tropischen Afrika, und das König-Baudoin-Stadion hat 72000 Sitzplätze für die schwarzen Fußball-Enthusiasten, ist so groß wie der Olympiabau Helsinkis. Die Docks, Kaianlagen, Werften und Lagerhäuser Léopoldvilles ziehen sich heute über 16 Kilometer hin. Die Stadt, in der auch 1912 erst 40 Weiße lebten statt der jetzt fast 12000, bedeckt nun ein Viertel der Fläche von Paris, und täglich steigt ein Helikopter auf, der genug Gift verspritzt, um keinen Moskito aufkommen zu lassen. Vom gleichen Flugplatz starten wöchentlich acht Verkehrsmaschinen nach Brüssel: Am 12. Februar 1925 flog dort das erste Kongo-Flugzeug ab. Es war 51 Tage unterwegs. Ein Vierteljahrhundert später benutzten 24000 Passagiere die Kongo-Linie, legten sie die rund 7500 Kilometer in 16 Stunden zurück...

Und wie es in der Hauptstadt war, so am anderen Ende der Kolonie: Elisabethville, in der Luftlinie 1600 Kilometer von Léopoldville entfernt, gab es 1910 erst auf dem Planpapier der «Union Minière». Heute leben 9000 Weiße und 110000 Eingeborne hier, blühen Tausende und aber Tausende aus Brasilien herbeigeschaffte Jacaranda-Bäume an den breiten Avenuen, verschwinden Villen, wie es sie auch in Kalifornien nicht moderner gibt, unter Kletterrosen und Bougainvilleen.

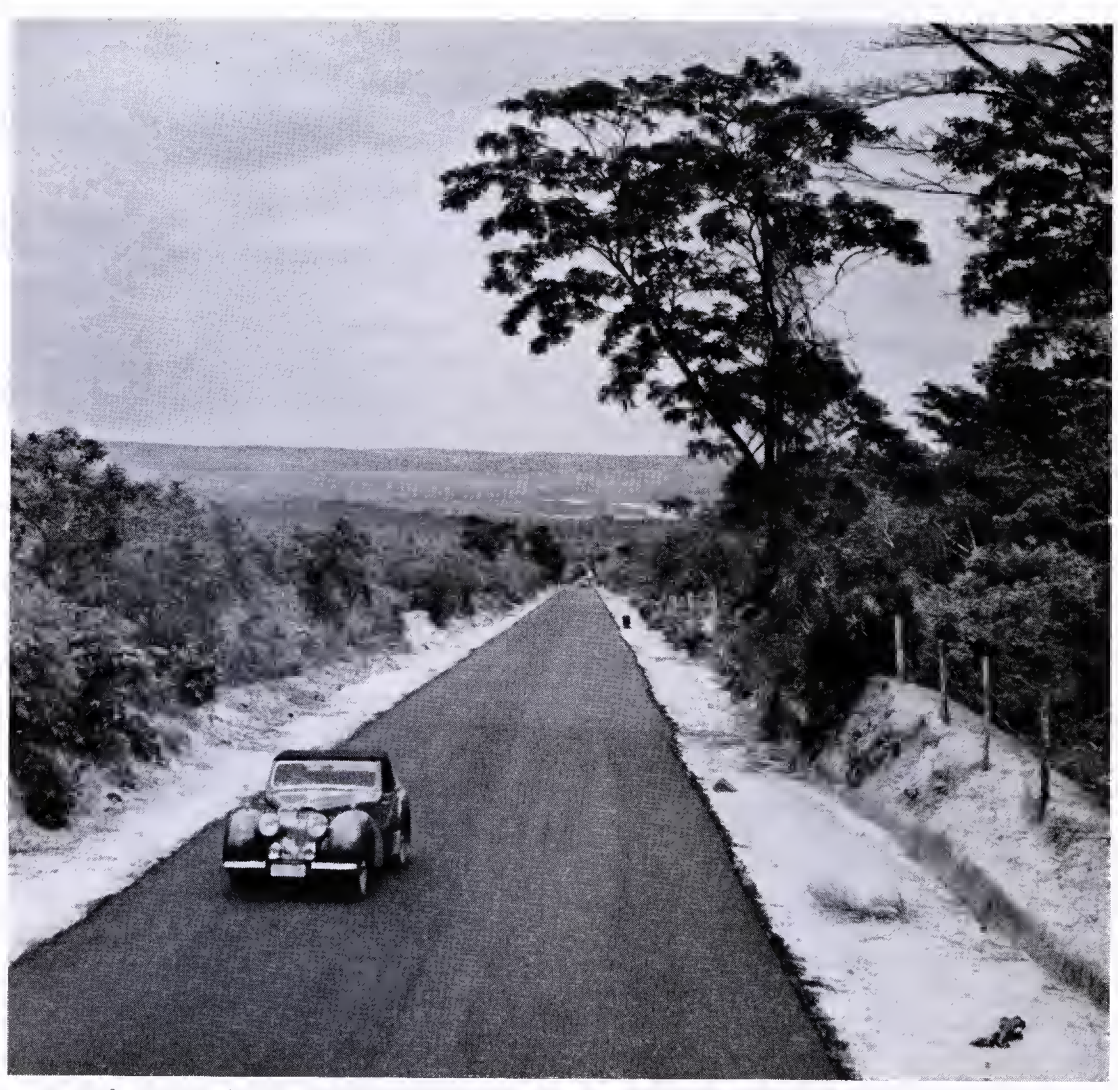
Stanleyville — oder «Stan», wie alle Kongolaner sagen, deren Tempo längst nicht mehr zu den vollen Namen paßt und die sich selbst in amtlichen Statistiken mit «Léo» und «E-ville» begnügen — Stan also bestand 1898 aus zwei Baracken und sieben Eingeborenenhütten. Hier, fast genau im Zentrum Afrikas und unweit der Kinsangani-Insel, hatte Stanley 15 Jahre zuvor als erster Weißer sein Lager aufgeschlagen und den Wageniafischern zugesehen, die wie noch heute mitten im tosenden Wirbel der Stromschnellen ihre Bambusreusen und Netze auslegten. Innerhalb eines halben Jahrhunderts wuchs eine Stadt heran, in der nun 3000 Weiße und mehr als 40000 Eingeborne wohnen und wo Bulldozer ständig neue Straßenzüge schaffen. Östlicher Endpunkt der Kongoschiffahrt, steht auch Stan in regelmäßiger Luftverbindung mit Europa, Süd- und Ostafrika und durch die Panamerican mit dem Rest der Welt. An den Tshopo-Fällen unweit der Stadt parken

modernste Autocars mit Touristen aller möglichen Länder. Vor dem Klubhaus des dschungelumstandenen Golfplatzes stehen die neuesten Personenwagenmodelle, und *nirgends* auf der Welt gibt es pro Kopf der weißen Bevölkerung so viele Autos wie im Kongo, obwohl die erste Straße, die je hier gebaut wurde, die 1880 zwischen Matadi und Léo in den Fels gesprengte war.

Von Null stieg die Länge der Straßen Belgisch-Kongos bis 1951 auf mehr als 118000 Kilometer. Nicht alle Autobahnen, gewiß. Aber auch die Buschstraßen eröffneten eine völlig neue Ära. Denn noch um die Jahrhundertwende lebten hier ja Dutzende Stämme, die der Urwald hermetisch voneinander abschloß, und die grundverschiedene Sprachen sprachen. Ungleich rückständiger als die Küstenstämme Ober-Guineas oder die Eingeborenen Ostafrikas, hatten die Einwohner Belgisch-Kongos damals für die Welt keinerlei Bedeutung, und ein Gebiet von der zehnfachen Ausdehnung Großbritanniens und nur um ein Fünftel kleiner als Argentinien war praktisch nicht vorhanden, weil es nichts produzierte und nichts kaufte.

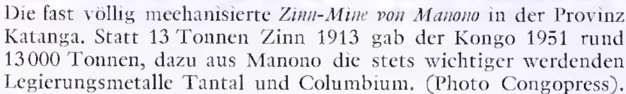
Innerhalb eines halben Jahrhunderts aber wurden aus Dörfern, in denen das Rad so unbekannt wie Zug- und Reittiere war, es Sägen so wenig gab wie Flaschenzüge oder Pflüge, Produktionszentren von *echter* Weltbedeutung. Denn der Kongo arbeitet ja nicht nur für sich selber oder nur für Belgien, er liefert an oder bezieht von über 60 Ländern. Und wenn sein Ausfuhrvolumen 1912 erst 19000 Tonnen betrug, so 1952 bereits 1,2 Millionen Tonnen. Innerhalb von vier Jahrzehnten stieg die Kongo-Ausfuhr mengenmäßig auf das mehr als Sechzigfache. Ihr Wert, der 1890 ganze 8 Millionen belgische Franken betrug, wurde 1951 (der Zölle wegen bestimmt nicht zu hoch) mit 19877 Millionen angegeben...

Und im Vergleich zum Wachstum einzelner Wirtschaftszweige war das wenig: Die Holzlieferungen des Belgischen Kongo zum Beispiel nahmen zwischen 1920 und 1951 von 144 Tonnen auf 135651 Tonnen zu, der Wert stieg auf 277 Millionen statt der 43000 Francs von drei Jahrzehnten zuvor: 6447mal soviel wurde also erzielt.

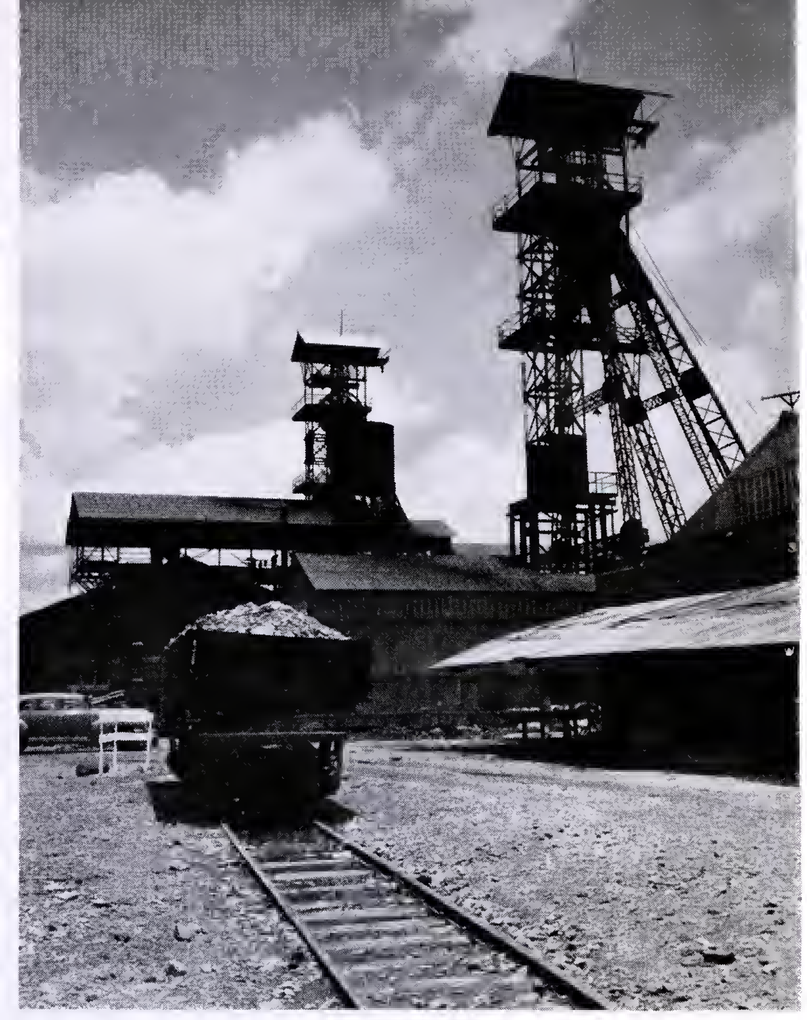


Kongo-Straßen: Von Null im Jahre 1880 stieg die Länge der Straßen Belgisch-Kongos bis 1951 auf mehr als 118000 Kilometer. Hier die Autostraße Léopoldville-Matadi. (Photo C. Mulders, Congopress)





Die fast völlig mechanisierte *Zinn-Mine von Manono* in der Provinz Katanga. Statt 13 Tonnen Zinn 1913 gab der Kongo 1951 rund 13000 Tonnen, dazu aus Manono die stets wichtiger werdenden Legierungsmetalle Tantal und Columbium. (Photo Congopress).



Belgisch-Kongo ist reich an Erzen. Hier ein Bild aus der *Kupfermine Kipushi* der Union Minière, etwa 35 km von Elisabethville. 192000 Tonnen Kupfer im Wert von rund 150 Millionen Dollar gingen 1951 vom Kongo in die Welt. (Photo Goldstein, Congopress).

Die Diamantenförderung begann 1913 mit 15000 Karat. 1931 war Südafrika überflügelt, und 1951 wurden 10,6 Millionen Karat gewonnen, acht Zehntel der Welterzeugung und das mehr als Siebenhundertfache des Starts.

Uraniumerz wurde in Shinkolobwe erstmals 1921 abgebaut. 1951 kamen rund 96 Prozent der Weltförderung aus dem Kongo, und ebenso führt er bei Tantal, Kolumbium und Kobalt. Die Manganerzförderung begann 1937. Zwischen 1938 und 1951 stieg sie auf das Hundertneunzigfache. Das erste Katangakupfer verließ 1911 die Kolonie: tausend Tonnen. 1951 war es 184mal so viel, und dieses Kupfer brachte nun 4750 Millionen Francs oder mehr als vierundsiebzigmal soviel wie nach dem Ersten Weltkrieg, wie im Rekordjahr 1920. Die Konjunktur ließ inzwischen bekanntlich nach. Aber wurden (ohne Uran) im Jahre 1949 insgesamt 305100 Tonnen Bergbauprodukte exportiert, die dem Kongo 5816 Millionen Francs brachten, so 1952 rund 453700 Tonnen im Wert von 9769 Millionen Francs.

Und so fort, ad infinitum. Denn Belgisch-Kongo ist der *einzige* europäische Kolonialbesitz, der auf *eine* Stelle konzentriert ist, nicht wie das britische oder französische Kolonialreich, wie seinerzeit Hollands, Portugals, Deutschlands oder Italiens Kolonien, geographisch so weit verstreut liegt, daß es zu einer Zersplitterung der Kräfte kommen mußte. Und der Kongo ist auch das einzige tropische Überschußgebiet, in dem *echte* Gleichberechtigung herrscht: Belgien, dessen Kongohandel nur etwa ein Zehntel seines Gesamthandels ausmacht, erhält Kongo-Rohstoffe nicht billiger als irgendein anderes Land. Und die Eingeborenen werden hier von *keiner* Arbeit ausgeschlossen, die auszuführen sie imstande sind. Sie sind Stationsvorsteher oder Schiffskapitäne ebenso wie Bergarbeiter oder Bauern, Lehrer und Hilfsärzte ebenso wie Lokomotivführer oder Feinmechaniker. Sie haben hier Aufstiegsmöglichkeiten, wie sie sie in der Südafrikanischen Union, in Rhodesien oder Kenia *nicht* besitzen, und dadurch ist hier das «Klima» ein ganz anderes: Ob sie es sich eingestehen oder nicht, die Weißen Südafrikas oder Britisch-Ostafrikas werden von einer dumpfen Angst beherrscht, die ihren Unternehmungsgeist lähmt, und die zugleich dazu führte, daß «Malans Uhr um 50 Jahre *nach*geht» — und an der Goldküste oder Nigerien wiederum um ein gutes Vierteljahrhundert *vor*. Belgisch-Kongo dagegen baut auf Tatsachen, rechnet mit dem *Heute:* Niemand versucht hier, die Entwicklung der Eingeborenen zu hemmen, wie das die weißen Gewerkschaften in Süd- und Britisch-Afrika tun. Man versucht aber auch nicht, sie zu emanzipieren, *bevor* die wirtschaftlichen und organisatorischen Voraussetzungen ihres Eigen-



Oben: Usumbura in Ruanda-Urundi, das rasch zum bedeutenden Touristenzentrum wird, und dessen Architektur typisch für die aufstrebenden Kongo-Städte ist.
(Photo J. Mulders, Congopress)



Mitte: Eingebornensiedlung der C.F.L.-Eisenbahnen unweit Usumbura, Ruanda-Urundi.
(Photo C. Lamote, Congopress)

Unten: Zu den hygienischen und erzieherischen Langfristmaßnahmen gegen den Menschenmangel des Kongo tritt *die Mechanisierung:* Da es nicht genug Arbeiter gibt, werden mehr und mehr modernste Maschinen eingesetzt, wie hier «Tournadozers» auf den Diamantfeldern von Bakwanga, die das Deckgebirge entfernen. Ungeheure Liefermöglichkeiten für Europa und Amerika sind so gegeben.
(Photo C. Lamote, Congopress)

lebens geschaffen sind. Hier regieren ein Generalgouverneur und das Kolonialministerium in Brüssel. Ohne Heuchelei beansprucht die *weiße* Regierung das Recht der alleinigen Führung. Aber sie regiert *so*, daß Weiß *und* Schwarz auf ihre Leistungen stolz sein können. Daß *überall* im Kongo Optimismus herrscht, nicht nur der weiße Bergbau Produktionsrekorde erzielt, sondern ganz ebenso zum Beispiel der Baumwollanbau, den *nur* Eingeborne betreiben dürfen und dessen Ertrag sich innerhalb einer einzigen Generation mehr als verhundertfünfzigfachte. Die Kaufkraft der entlohnten Eingeborenenbevölkerung des Kongo betrug etwa 8 Milliarden, 1953 aber schon etwa 12 Milliarden Francs oder 240 Millionen Dollar. Und das macht bei 1,1 Millionen Arbeitnehmern immerhin rund 230 Dollar je Kopf und Jahr gegen die durchschnittlich nur 54 Dollar der Plantagenarbeiter Liberias oder das Volkseinkommen von 22 Dollar je Kopf, das die amtliche USA-Statistik 1940 für Ekuador angab. Diese Kaufkraft zu steigern ist das Hauptziel des jetzt laufenden Zehnjahresplanes des Kongo, und jeder Erfolg, der da erzielt wird, macht nicht nur den Kongo krisenfester und ist von größter kolonialpolitischer Bedeutung, sondern er wirkt sich natürlich auch auf die Liefermöglichkeiten der Industriestaaten aus: 1940 zum Beispiel gab es im Kongo insgesamt rund 60000 Fahrräder. Heute werden jährlich mehr als 20000 importiert. 1939 führte der Kongo 2000 Nähmaschinen ein. 1951 waren es 23000.

Was innerhalb eines halben Jahrhunderts von einem der kleinsten europäischen Völker in Zentralafrika geleistet wurde, kann sich also sehen lassen, und es ist nur ein Beginn, denn der 1950 in Kraft getretene Zehnjahresplan sieht ja *doppelt* so hohe Ausgaben vor, als zwischen 1870 und 1936 im Kongo angelegt wurden. 500 Millionen Dollar an staatlichen und mindestens ebensoviel an privaten Mitteln stehen bereit, und so wird sich bis 1960 das Gesamteinkommen der Kolonie um 70 Prozent erhöhen. Die fiskalischen Einnahmen, die sich in Dollar umgerechnet von 5,6 Millionen im Jahre 1921 auf 25 Millionen 1939 und 103 Millionen 1950 erhöhten, sollen im gleichen Rhythmus weitergesteigert und so die Mittel für Volkserziehung und Volksgesundheit vervielfacht werden. Schon heute ist in dieser Hinsicht Belgisch-Kongo den meisten andern «unterentwickelten» Gebieten weit voraus, 1951 zum Beispiel gab es 1732 Dispensarien und Spitäler mit zusammen 46000 Betten. Wurden 1925 erst weniger als 500000 Kranke behandelt, so 1950 bereits 3 Millionen (bei mit Ruanda-Urundi insgesamt 15,7 Millionen Einwohnern), und daneben fast 6 Millionen Einwohner untersucht. Auf Malaria entfielen 1920 rund 2 Prozent, 1945 nur mehr 0,45 Prozent aller Todesfälle. 1950 gab die Kongo-Kolonie für ihr Gesundheitswesen mehr als 10 Millionen Dollar aus. Die von 26 Staaten gegründete «Weltgesundheits-Organisation» dagegen hatte ein Jahresbudget von sage und schreibe 6,4 Millionen Dollar. Oder etwa 2 Dollar für jeden der alljährlich allein an Malaria Sterbenden, oder weniger als 2 Cents für jeden der etwa 300 Millionen Malariakranken der Welt.

Auch hier zeigt sich also, daß die «Privat»-Initiative kollektiven Bestrebungen überlegen bleibt und daß Europas kolonisatorische Leistungsfähigkeit keineswegs verschwunden ist. Gerade Belgisch-Kongo *beweist*, daß «Kolonien» weit besser entwickelt sein können als die Länder gewisser vollberechtigter Mitglieder der Vereinigten Nationen und daß diese Entwicklung sich nach wie vor für *beide* Teile, die Eingeborenen ebenso wie für die Kolonisatoren, lohnt. Auch in Belgisch-Kongo bleibt natürlich noch unendlich viel zu tun. Aber hier *wird* es getan werden. Denn die Risiken sind geringer, die Erfolgsprämie höher als in irgendeiner andern Kolonie.



Das Hauptproblem Belgisch-Kongos ist sein Menschenmangel: Es gibt im Durchschnitt weniger als 5 Einwohner je Quadratkilometer statt 160 in Italien. Mit allen Mitteln — hier durch Lehrfilme — wird also versucht, die Kindersterblichkeit herabzusetzen, die Bevölkerungszunahme zu fördern. (Photo J. Mulders, Congopress)



Ein Tanzfest der Kassena-Nankanni

6 Aufnahmen von Jürg Klages

Das Volk der Kassena-Nankanni, das in Navrongo, einem Gebiet mit weit verstreuten Siedlungen im nördlichen Teil der Goldküste lebt, ist von der Zivilisation des weißen Mannes noch kaum berührt worden. Im Dasein dieses Negerstammes, mit den alltäglichen Arbeiten des Ackerbaus und primitiver Viehzucht, bedeuten die Tanzfeste einen Höhepunkt: Ursprünglich wurden Kriegssiege und Jagderfolge gefeiert, heute sind es friedliche Anlässe zu Ehren eines Nachbarhäuptlings, der auf Besuch kommt. Nur der Waffenschmuck, das aufpeitschende Dröhnen der Trommeln und das Kampfgeschrei erinnern an die Vergangenheit.





Gruppen von Kriegern, angeführt von einem älteren Vortänzer, der den Rhythmus angibt, versammeln sich zum Trommelklang. Die meisten kauen Kolanüsse, deren Saft die Erregung steigert; ihre Helme sind mit Büffelhörnern oder mit Muscheln verziert (Muscheln dienten früher als Zahlungsmittel und zeugen von Reichtum und Würde).





Krieger der Kassena-Nankanni (Goldküste) mit dem traditionellen Waffenschmuck; auf dem Helm die Hörner selbsterlegter Büffel. (Photo Jürg Klages)



DER NEGER UND DIE NEUE ZEIT

Von Werner G. Krug

«Hier ist der Negersender Lusaka!»

Gelassen seinen Tee schlürfend, saß der alte Häuptling in seinem prächtigen weißen Gewand mir gegenüber. Auf dem zwischen uns stehenden Mahagonitisch lag eine schöne Spitzendecke, und Sesselschoner bedeckten die grünen, mit Samt überzogenen Schaukelstühle. An einer der Wände stand eine Vitrine — ein gewaltiges Möbelstück mit einer Glasfront, in deren Fächern, wie bei einem Theatergarderobier ausgestellt, die von dem Häuptling bei feierlichen Anlässen getragenen Hüte in Reih und Glied aufgestapelt waren. Einige sahen aus wie Bischofsmützen, andere wie Kronen, aber alle glänzten im Goldschmuck ihrer Schnüre, alten Münzen und Kugeln.

Vor den Toren des Hofes, die wir vom Fenster aus sehen konnten, wogte und brandete eine unübersehbare Menge von Weibern, den Oberkörper mit den schlaffen Brüsten nackt, einen zerrissenen, zerfransten Rock um die Lenden geschlagen, aber einen prächtigen, blauen Kopfschmuck auf dem kurzen, drahtigen Kraushaar. Sie verwünschten den Häuptling mit ihren «Totengesängen». Mit schrillem Klagegeschrei, das wie das An- und Abschwellen des Windes klang, forderten sie die Abdankung oder den Selbstmord des Häuptlings.

Dann, plötzlich, drang aus einem an der Mauer über dem Tor hängenden Lautsprecher ein heiser-plärrendes Geräusch. Im Nu wurde es still auf dem Hof. Die kreischenden Weiber brachen mitten im Gesang ab. Noch stand ihnen der Mund weit offen. Die weißen Augen der Neger starrten gebannt auf den Lautsprecher: die halbnackten Weiber, die Polizisten, die Diener des Häuptlings, der Häuptling selbst. In die lautlose Stille erklang es im Negerdialekt: «Achtung! Hier ist der Negersender Lusaka.»

Das war meine erste Begegnung mit dem ersten Neger-Rundfunksender im tiefsten Busch Zentralafrikas. Er ist nicht nur ein neues Geräusch, das die unzähligen, verwirrenden Geräusche Afrikas um ein weiteres vermehrt. In Bruchteilen einer Sekunde umspannt er den gegensätzlichsten Kontinent. Er ist — im guten wie im schlechten — das schnellste und wirksamste Mittel zur Verbreitung von Nachrichten und neuen Ideen — in den großen und kleinen Städten wie im abgelegensten Busch, im Eingeborenenkral so gut wie im dichtesten Urwalddschungel Zentralafrikas. Den «Zauber aus dem Kochtopf» haben die Eingeborenen die Sendungen genannt. Können die Menschen, die täglich aus dem Lautsprecher die neuesten Katastrophen, Kriege und Streitigkeiten des weißen Mannes hören, noch die gleichen sein, die vor weniger als einem Menschenalter von der Außenwelt vielleicht einmal in der Sprache der Urwald-Tam-Tams hörten?

Doch, wir wollen uns vor Verallgemeinerungen hüten. Afrika ist kein einheitliches Gebilde. Es ist mehr als jeder andere Erdteil der Kontinent der Gegensätze und Kontraste. In weiten Gebieten des Hinterlandes leben die schwarzen Menschen auch heute durchaus noch wie seit Jahrhunderten. Sie laufen nackt oder halbnackt herum, hausen in ihren Grashütten, treiben ein wenig Ackerbau und Viehzucht, gehen auf die Jagd, trinken Bier oder Pombe und halten endlose Palaver. Allerdings: man muß schon weit reisen, um dieses Afrika, wie man es sich in Europa immer noch vorstellt, tatsächlich zu finden.

Der Blechkanister hat den Tonkrug verdrängt

Die Zivilisation des weißen Mannes ist auf der ganzen Linie im Vormarsch. Es ist ihr bereits weitgehend gelungen, die eigentliche Kultur der Eingeborenen zu zerstören. Das mag bitter sein und schmerzlich, doch es ist die Wirklichkeit. Heute sind fast alle urtümlichen Bindungen zerbrochen oder zerbrechen von Tag zu Tag mehr, als da sind: Familie und Sippe, Stamm und heidnische Religion. Der Petroleumkanister hat den ehemals so schönen Tonkrug, in dem die Frauen das Wasser vom Brunnen holten, fast völlig verdrängt. Zwar schreiten die schwarzen Schönen noch mit der gleichen Grazie dahin, aber wo sie einstmals handgewebte Lendentücher, Lendenschurze oder auch nur Perlenschnüre trugen, sind sie heute auf billige Baumwolldrucke aus Japan, Indien oder den USA stolz, und den Kanister aus Weißblech, der auf ihren Köpfen schwankt, finden sie nicht nur praktisch, sondern auch schön. Früher schnitzten sie ihre Trinkgefäße aus Holz und versahen sie mit Verzierungen, oder sie flochten Becher, Schüsseln und Schalen aus Gras. An die Stelle dieser Gefäße ist in der Regel eine alte Konservenbüchse getreten, oder man kauft billige und unschöne Tassen und Teller. Das Grashaus oder die runde Lehmhütte mit dem Grasdach waren nicht nur schön, sondern auch sehr praktisch, weil sie in der Sommerzeit die Hitze abhielten und im Winter verhältnismäßig warm waren. Heute lastet die Glut der Sonne über den Wellblechdächern und Hütten, und wenn es kalt wird, zittern ihre Bewohner und holen sich alle möglichen Krankheiten.

Die Städte werben im Busch

Doch alle diese äußeren Erscheinungsformen sind ja nur Ausdruck einer inneren Erschütterung, eines Zusammenbruches von Tradition und Bindungen. Man muß es einmal erlebt haben, wie bis weit ins Hinterland die Werber der Industrien und der Bergwerke erscheinen und mit allen nur erdenklichen Mitteln, bis hin zu Kinovorführungen und ähnlichen neuzeitlichen Werbe-

methoden, die jungen Männer und Mädchen in die große Stadt und in die Wirtschaftszentren locken, sie damit aus den Bindungen reißen, die sie äußerlich und innerlich hielten und trugen. Sie werden ein Teil des immer schneller anwachsenden Problems dieses Kontinents, Menschen, die nur noch unpersönliche Masse sind und daher im höchsten Grad gefährdete Objekte aller nur erdenklichen politischen wie auch religiösen Propaganda.

Die Zivilisation des weißen Mannes zerbrach die alten Lebensformen des Schwarzen, ohne ihm dafür etwas Gleichwertiges zu geben. Der Neger ist in ein Vakuum geraten, und wo er es durchbrechen will, wird er verwirrt durch neue Tabus, neue Befehle, neue Gewohnheiten. Wir verlangen von ihm, daß er eine Entwicklung in zwei, drei Generationen durchläuft, für die wir Europäer zwei Jahrtausende Zeit hatten. Und wir vergessen meist, daß die Urgroßväter und vielleicht noch die Großväter der jungen Schwarzen von heute wahrscheinlich noch Kannibalen waren und aus religiösen Motiven den erschlagenen Feind einfach auffraßen. Was folgert daraus? Doch nur die Tatsache, daß die Modernisierung eines primitiven Volkes, sein plötzliches Herausheben aus einem steinzeitlichen Dasein in die Stromlinienform des zwanzigsten Jahrhunderts nicht immer in den ruhigen, kultivierten Formen unserer westlichen Zivilisation vonstatten gehen kann.

Jeden Tag ereignet sich heute irgendwo in Afrika die gleiche, unausweichliche Begebenheit. Man könnte sie etwa so erzählen:

In seinem Kral im weltabgeschiedenen Busch beginnt der Schwarze sein nach uralten Gesetzen geregeltes und bestimmtes Leben. Als Junge hilft er, die Ziegen und die Kühe zu hüten, er nimmt Volgelnester aus, jagt kleines Wild, erklettert Bäume auf der Suche nach wilden Früchten und sammelt Beeren. Zum Manne geworden nach einer oft grausamen, aber stets geheimnisvollen, langdauernden Zeremonie, nähert er sich dem schwachen Geschlecht. Eines Nachmittags schmückt und putzt er sein Fell oder seinen Schurz oder seine Decke, um auf Brautschau zu gehen. Wurde er erhört, wird er auf dem Heimweg durch Busch und Steppe fröhlich singen. Seine jetzt männlich gewordene Stimme hallt von den Bergen zurück, vertreibt alle bösen Geister, gibt aber auch den Nachbarn am Wegrand Kunde von seinem Kommen, denn ein leises Heranschleichen würde unfehlbar Verdacht wecken.

Dann, eines Tages, beschließt der junge Mann, in die ferne Stadt des weißen Mannes oder in seine Industriewerke zu gehen. Neben der Lust am Abenteuer mögen die Ursache des Aufbruches die leeren Mais- oder Maniokbehälter der Familie sein oder aber die Tatsache, daß er jetzt alt genug ist, um eine der vom weißen Mann auferlegten Steuern zu zahlen.

Er macht sich auf den Weg zum nächstenRekrutierungsbüro, zur Bahnstation oder Bushaltestelle. Seine Schwestern und einige seiner Freundinnen begleiten ihn, tragen seine Decke, etwas Proviant, die wenigen Habseligkeiten. Natürlich folgen sie ihm im Gänsemarsch, während er fröhlich vorangeht, wie es dem Herrn der Schöpfung zukommt. Benutzt er den Zug, so findet er sich in einem Drittklaßabteil der «Kaffier Mail» — des «Kafferpost-Zuges» — in bester Gesellschaft. Das lacht und ruft und schreit und schmatzt und rülpst in dem völlig überfüllten Wagen, das hängt aus den Fenstern und ruft kreischend und winkend letzte Abschiedsgrüße und Neuigkeiten zu den am Bahnsteig Zurückbleibenden. Die Abteile selbst werden im Handumdrehen zu einem Kral-Innern. Endlose Palaver werden gehalten, Babies werden an die Brust genommen, Haare werden in kurze, drahtige Zöpfe geflochten. Man ißt Papayas und Bananen, wirft die Schalen, spuckt die Kerne auf den schmutzigen Boden, tritt sich auf die Füße, klettert über Bänke und Mitmenschen, um einen Bekannten zu begrüßen. Es ist eine Luft zum Ersticken, es ist ein Lärm, der auch das lauteste Stampfen des Zuges übertönt. Es ist die uralte Geschichte: Neger unter sich — freundlich, hilfsbereit, grausam, lachend, scherzend und endlos diskutierend.

Im Netz der städtischen Zivilisation

Unser Mann ist in der Stadt der Weißen angekommen und wird nun einer ebenso plötzlichen wie radikalen Metamorphose unterworfen. Hier ist er ein Nichts, ein Niemand. So weit es ihm überhaupt bewußt wird, wird er sinn- und zwecklos von einer Ecke in die andere gestoßen. Wenn man sich herabläßt, mit ihm zu sprechen, so ist es ein Schimpfwort, ein Befehl, ein Kommando. Man fragt ihn aus ohne jeglichen Respekt vor seinen Vorfahren und seinen Stammesältesten. Man untersucht seinen Körper ohne die geringste Rücksichtnahme auf seine Gefühle, seine Würde, sein Menschentum. Man versieht ihn mit einer Vielfalt von Papieren und Ausweisen, die er nicht lesen kann und deren Sinn und Zweck er nicht versteht. Wenn er Freunde besuchen will, übertritt er eine Vorschrift und ein Gesetz. Nach einer Uhr, die er nicht besitzt und auf jeden Fall nicht lesen kann, soll er zu bestimmter Stunde von der Straße sein, oder er wird von der Polizei verhaftet. Bei der Arbeit ist er umgeben von seltsamen Maschinen und Apparaten und erhält in einer ihm nicht geläufigen Sprache Arbeitsaufträge, deren Sinn ihm ein Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Ist es da verwunderlich, wenn er verstört, verletzt ist und sich gedemütigt fühlt? Und ist es seltsam, daß er aufsässig wird und in manchen Fällen sogar asozial? Wo er geht und steht, wird er herumkommandiert, angeschrien und zurückgesetzt. Die Tabus zu Hause waren eine Winzigkeit verglichen mit den Tabus, mit welchen ihn der weiße Mann umgibt. Wenn er dieses Stadium der Entwicklung erreicht hat, ist es dann unnatürlich, wenn der Neger sehr oft heftig gegen diese Behandlung reagiert und damit zugleich gegen die ganze Umgebung und Lebensform, in der er sich befindet? Der Neger kennt weder Liebe zur Arbeit noch Pflichtgefühl oder Loyalität. Des Europäers unausrottbare Vorliebe zur «Arbeit um der Arbeit willen» er-

scheint ihm der Gipfel der Torheit. Ausgenommen seine häuslichen Verrichtungen, bedeutet ihm Arbeit ein notwendiges Übel, nur unternommen, weil der Weiße auch noch Geld dafür zu zahlen bereit ist. Je weniger Leistung und Energie man dafür aufwendet, desto besser ist der Handel mit dem weißen Aufseher. Ein bekannter Forscher, der 40 Jahre unter Eingeborenen gelebt hat, gab folgende Charakteristik des Negers als Arbeitskraft:

Unvermögen, einen ständigen hohen Standard der Arbeitsleistung aufrechtzuerhalten. Eine Abneigung vor jeder Unbehaglichkeit, geistige Trägheit, Mangel an Initiative und Tatendrang. Ein ständiger Zweifel, ob all diese Hast und Hetze, dieser Gedanke der hundertprozentigen Vollkommenheit überhaupt vernünftig ist und sich lohnt. Kein Gefühl für den Wert des Geldes. Der Neger würde Geld nicht stehlen, so wie er das Wort «stehlen» auffaßt. Doch er wird nie zögern, Geld, das ihm anvertraut wird oder das durch seine Hände geht, sich auszuleihen. Stets ist er verschuldet, aber stets auch ist er gastfrei, verschwenderisch und leichtsinnig — im Einklang mit dem herrlichen, aber auch ermüdenden Klima seines Landes. In den allermeisten Fällen scheut der Neger jegliche Verantwortung. Er könnte sehr gut vorwärtskommen, doch stets lebt er nach der Maxime: «Warum soll ich mich mit den Sorgen und Problemen des weißen Mannes belasten? Ich bekomme ja auch nicht des weißen Mannes Bezahlung.»

Von guter Laune und Arbeitseifer

Nach unserer Erfahrung ist der im Dienste des Europäers stehende Neger freundlich und guter Laune, anpassungsfähig, stets bedacht auf Gesellschaft, Lachen, Rhythmus und Musik. In seiner natürlichen Umgebung ist er höflich und voller Würde. In der Umgebung des weißen Mannes wirkt er unbehaglich, steif und verlegen. Physisch ist er gut entwickelt und besitzt ausgesprochenen Mut. Als Stauarbeiter im Hafen, beispielsweise, wird er ungestört weiterarbeiten, wenn eine 20-Tonnen-Last über seinem Kopfe schwebt. Er ist unberechenbar und ohne Einsicht, zerstört sein eigenes Handwerkszeug mit der gleichen Nachlässigkeit wie das seines Arbeitgebers. Aber er wird selbst mit einem zerbrochenen Gerät unverdrossen weiter arbeiten, obgleich seine Hände schmerzen und er seine Energie verschwendet. Alles in allem könnte man ihn eher indifferent als geduldig nennen.

Der Neger liebt Unterhaltung über alles, sowohl als willkommene Arbeitsunterbrechung wie aus Lust an Gesellschaft. Beredsamkeit und Debattierkunst waren die beiden Mittel, mit deren Hilfe ein gewöhnlicher Mann in der alten Stammeshierarchie zu Stellung und Einfluß gelangen konnte. Die Lust am Ausmalen und am Fabulieren rangiert in jedem Fall vor dem Hang zur Wahrhaftigkeit. Hand in Hand geht dabei eine echte Vorliebe für Intrigen, zweifellos ein Überbleibsel aus der alten Zeit, wenn das Überleben oft abhing von der Überzeugungskraft eines Arguments oder der Übertölpelung eines Mächtigeren. Ein anderes Erbe seiner Vergangenheit ist der allenthalben bei Eingeborenen anzutreffende Hang zur Grausamkeit, die Gleichgültigkeit gegenüber den einem anderen zugefügten Schmerzen, sei es gegenüber einem Feind, seinen eigenen Freunden oder einem Tier. Eingeborene Kutscher benutzen über Gebühr die Peitsche. Haustiere werden mit ungewöhnlicher Härte behandelt. Und es gilt in keiner Weise als unritterlich, den am Boden liegenden wehrlosen Gegner weiter zu schlagen und zu mißhandeln.

Ist der Neger faul und unzuverlässig, wie man immer wieder hört? Nein. Er würde jede körperliche Tätigkeit ausführen, die er durch ihre bloße Ausübung lernen und verstehen kann. Man kann ihn ruhig einem gelernten Arbeitskommando zuordnen, und er wird durch mechanisches Nachahmen sich schnell und willig einfügen. Aber mit noch so großer Überredungskunst wird man ihm nicht einen Arbeitsprozeß erklären können. Er mag die empfangenen Instruktionen noch so korrekt wiederholen und sie auch zu verstehen scheinen, doch wenn er gesagt bekommt, den gleichen Arbeitsprozeß nun ohne vorherige Demonstration zu erledigen, wird das Resultat in fast allen Fällen eine Travestie sein. In seinem Geist muß eine Kluft bestehen zwischen der Fähigkeit, etwas auswendig zu lernen, und dem Vermögen, es richtig auszuführen. Allgemein hat der Neger keine Vorstellung von Maßen, geometrischen Figuren, Kreisen und Rechtecken. Andererseits berührt ihn der Stumpfsinn jeder mechanischen Arbeit in keiner Weise. Er ist der ideale Fließbandarbeiter, der stundenlang und unbegrenzt den gleichen Handgriff an der gleichen Maschine tut. Und je stumpfsinniger und mechaniseher die Arbeit, desto lieber wird er sie ausüben, solange er unter Kameraden ist und lachen, scherzen und schwätzen kann.

Die Macht der Überlieferung

Der Neger kann denken, kann memorieren, kann diskutieren. Aber seine Gedanken formen sich nicht zur Tat. Er braucht ein Vorbild, das ihn auf den Weg bringt, und er benötigt äußerlichen Zwang, ihn auf dem eingeschlagenen Weg zu halten. Er ist sehr viel eher in der Lage, die schönen Früchte der Zivilisation zu begehren, als daß er die Notwendigkeit eben dieser Zivilisation begreift. Ohne das Vorbild und ohne die ständige Anleitung, kurz: ohne Stimulans, würde er schnell wieder zurücksinken in seinen Urzustand. Er gehört einer der konservativsten Rassen der Welt an, ob er im Busch lebt oder im Reservat, ob in den Städten oder Industriebezirken des weißen Mannes. Er wurzelt noch in alten Überlieferungen und in längst überlebten Vorstellungen.

Erst recht natürlich der Neger, der noch nicht seine Stammesbindungen aufgegeben, der noch in seiner gewohnten Umgebung lebt, also in den Reservationen, in den Protektoraten und Schutzgebieten oder ganz einfach im noch unberührten, weltabgelegenen Busch.

Hier ist sein tiefgewurzeltes Verlangen nach Erwerb und Besitz einer möglichst großen Herde von Rindern eines der unübersteiglichsten Hindernisse für seinen Fortschritt in der neuen Welt und Lebensform. In seiner alten Stammeshierarchie war das Rind unlöslich verflochten mit seinen religiösen Vorstellungen und seiner sozialen Stellung. Eine Kuh oder ein Rind für ganz große Gelegenheiten, ein Schaf oder eine Ziege bei den weniger wichtigen, waren die Opfer, mit denen er die Geister der Ahnen versöhnen, den Regen herbeizaubern, gute Ernten erkaufen oder das Gewitter gnädig stimmen konnte. Außerdem konnte das Vieh sehr leicht in willige Arbeitskräfte und Frauen verwandelt werden. Für den Erwerb der Frau, die ihm als Eheweib die schwere Arbeit abnahm, mußte er in Kühen zahlen. Und je mehr Kühe er besaß, desto mehr Frauen konnte er sich halten. Frauen ihrerseits gebaren Nachwuchs, der wieder gut zu gebrauchen war zur Feldarbeit, zum Bierbrauen, für hauswirtschaftliche Arbeiten, aber auch zur Verbesserung seines sozialen Standes. Kinder waren und sind für den Neger ein unschätzbares Vermögen: die Knaben gelten als Pensionssicherung für das Alter, die Mädchen bringen beim Verkauf noch mehr Kühe zu der stattlichen Herde.

Doch gerade diese anscheinend unauslöschbare Vorliebe für Vieh — so natürlich sie bei der alten Lebensordnung gewesen sein mag — erweist sich heute als ein Mühlstein am Halse des Fortschritts. Gemäß der alten Überlieferung gehört das Weideland dem ganzen Stamm und wird vom Vieh jeder Hausgemeinschaft benutzt. Da es der Ehrgeiz jedes Negers ist, möglichst viel Vieh zu besitzen, widerstrebt er jedem von der Regierung vorgeschlagenen oder angeordneten Versuch der Bodenverbesserung und der Zuchtviehauslese. Für ihn ist Rindvieh Rindvieh, und je mehr Stücke er davon hat, seien sie selbst noch so schlecht, desto reicher gilt er in seinen oder seiner Nachbarn Augen. Würde bei dieser Frage nur das Schicksal des hoffnungslos überzähligen Viehs mitsprechen, so wäre die Lage schon schlimm genug. Doch Überstockung des Weidelandes bedeutet Auslaugung und Erosion des Bodens in ganz großem Stil, und mit der Bodenerosion kommt nicht nur der Hunger für das Vieh, sondern auch für die Menschen in den hoffnungslos überfüllten Reservationen.

Der konservative Neger sieht nur die Folgen, nicht die Ursachen dieser Entwicklung. Er sieht nur den Zwang von seiten der Regierung, aber nicht die Zwangsläufigkeit eines alles durchdringenden Lebensgefüges. In den Reservationen ist für ihn infolge zunehmender Bevölkerung und Überstockung mit Weidevieh keine Lebensmöglichkeit mehr. Und sie ist nicht vorhanden, weil man die Vorschläge und Verbesserungswünsche des weißen Mannes nicht durchzuführen bereit ist. Deshalb werden in ständig wachsender Zahl gerade die aktiven Elemente zum Verlassen der Reservationen gezwungen. Sie treten aus dem angestammten Lebenskreis und werden übergangs- und zusammenhanglos in die Eingeborenenstädte der weißen Industrien verpflanzt.

Rückkehr in den Busch oder Aufgehen im neuen städtischen Negerproletariat

Mit zu den von Europäern in Afrika am häufigsten erzählten Geschichten gehört die von dem schwarzen Grubenarbeiter, der nach Ablauf seines Jahreskontraktes in seinen Kral irgendwo in Mozambique, Ovamboland, Betschuanaland oder Basutoland zurückgebracht wird und nun Stück für Stück die Lederschuhe, den Filzhut, den europäischen Anzug wieder ablegt, und mit der Kleidung auch den Firnis europäischen Lebens. Gewiß, die Geschichte ist wahr. Sie ereignet sich immer wieder. Ebenso wie die von der jahrelang in weißen Krankenhäusern angelernten, geschulten und ausgebildeten schwarzen Krankenschwester und Hebamme, die beim ersten Dienstelnsatz in der Negerreservation all ihre Künste, all ihr Wissen um moderne Krankenpflege, Geburtshilfe und Hygiene so sehr verleugnet, als habe man es ihr niemals beigebracht, und ausschließlich nach uralten Negerzeremoniell behandelt. Wie gesagt, solche und ähnliche Geschichten sind wahr, aber sie sind doch nur die halbe Wahrheit.

Denn zahlreicher als die Männer und Frauen, die zurückkehren zu den alten Stammesbindungen und in die alte Umgebung, ist die Schar derer, die in den Städten bleiben. Sie besitzen kein Land mehr und kein Vieh. Aber sie lesen Zeitungen und rauchen Zigaretten. Sie trinken Schnaps, und wenn sie es sich leisten können, schaffen sie sich Freundinnen an. Andere leben von Diebstählen, von Erpressungen und Überfällen, und ihre Frauen und Kinder verdienen ihr Geld mit Prostitution. Bei ihnen und leider auch bei der Masse solider Arbeiterschaft ist ein politischer Radikalismus am Werk, der nur noch eines gewiegten Agitators bedarf, um zu offenem Aufruhr angestachelt zu werden. Dann aber wird es — wie geschehen — nicht nur ein Aufstand, wie auch wir ihn kennen, sondern es wird ein Gemetzel, bei dem die jahrelang im verborgenen schlummernden Urinstinkte des Schwarzen in tierischer Übersteigerung zum Durchbruch kommen. Dann wird, wie ebenfalls geschehen — nicht nur der weiße Mann oder die weiße Frau ermordet, sie werden viehisch niedergemetzelt und ihre Glieder werden von den im Handumdrehen wieder zu Kannibalen gewordenen «zivilisierten» Negern verspeist, weil diese glauben, mit dem Fleisch des Weißen auch dessen Geist und Körperkräfte sich einzuverleiben.

Die Verantwortung liegt bei Gott und den Weißen

Mit einer unerschütterlichen Ruhe, einer philosophischen Gelassenheit, die uns Europäern völlig unfaßbar erscheint und uns sehr oft unheimlich anmutet, nimmt der Neger alle Wechselfälle seines neuen Lebens hin, wie er auch schon alle Wechselfälle seines alten Lebens hingenommen. Kaum je wird er den Versuch machen, ein drohendes Verhängnis, einen möglichen Verlust durch eigene Initiative und entschlossenes Handeln abzuwenden. Wenn in einer Straße mit Dutzenden Neger-

hütten eine Bude in Brand gerät, so wird der Neger zwar daraus zu retten suchen, was zu retten ist, wird wohl auch einige unzulängliche Löschversuche machen. Aber es wird ihm nicht im Traume einfallen, die benachbarten Hütten niederzureißen, um ein Übergreifen des Feuers auf die anderen Behausungen zu verhindern. Es ist eben «Amri ya mungu», der Befehl Gottes. Wenn es sein Wille ist, daß alle Hütten verbrennen sollen, nun, so werden sie eben verbrennen. Wenn Gott es nicht will, werden sie erhalten bleiben. Die Entscheidung dieses göttlichen Willens kann man ja abwarten.

Diese Philosophie begründet jedoch beim Neger nicht nur die stoische Gelassenheit, mit der er von vornherein auf jeden Versuch verzichtet, sich gegen ein ihm unabwendbar scheinendes Schicksal zu wenden, sie ist gleichzeitig ein willkommener Vorwand, sich jeder Verantwortung über die Folgen seiner eigenen Handlungen zu entziehen. Alles Geschehen ist nötig, so lautet seine Philosophie, weil Gott es so wollte. Wenn er die Wahl zwischen zwei Wegen hat, und er geht aus irgendeiner unkontrollierbaren Laune den rechten, so war es eben Gottes Wille. Dabei kommt dem Neger gar nicht zum Bewußtsein, daß er den Willen Gottes immer erst aus seinen Handlungen ableitet, daß also in Wirklichkeit Gott immer das will, was auch der Neger wollte. Auf diese Weise schiebt er alle Folgen einer noch so niederträchtigen Handlungsweise einem höheren Wesen zu und ist damit in der angenehmen Lage, jede, auch die größte Gemeinheit vor sich selbst zu entschuldigen.

Es gibt keine «Neger» mehr, nur noch «Afrikaner»

In der eigentlichen Heimat der Schwarzen, also in dem Afrika südlich der Sahara, zwischen Kap Guardafui im Osten und Dakar im Westen und dem Kap der Guten Hoffnung im Süden, leben heute schätzungsweise drei Millionen Europäer, eine halbe Million Inder mitten und unter einer Masse von 130 Millionen Negern. Sie nennen sich allerdings nicht so, denn Neger ist in ihren Augen ein Schimpfwort. Sie lassen sich auch nicht mit «Eingeborene» bezeichnen, denn das ist in ihren Augen eine Beleidigung. Sie nennen sich «Afrikaner». Diese Afrikaner sind in Hunderte Stämme und Völkerschaften aufgesplittert, zwischen denen es außer der Hautfarbe keinerlei Gemeinsamkeit, kein allgemeingültiges Kulturbewußtsein, keine Schriftsprache gibt. Der Neger von der Goldküste unterscheidet sich in allem und jedem mehr von einem Massai im Hochland von Kenia in Ostafrika, als etwa ein Engländer von einem Rumänen. Da wo sich ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaft herauskristallisiert, geschieht es allein und ausschließlich von der auf den europäischen Schulen erzogenen, in der weißen Zivilisation wurzelnden dünnen Schicht schwarzer Intelligenz. Und hier wiederum manifestiert sich dies Bewußtsein einzig und allein in der politischen Agitation, im Minderwertigkeitskomplex und im Haß gegen die angebliche weiße Bevormundung und Zurücksetzung. Nirgendwo aber ist unter den Schwarzen ein Ansatzpunkt im Positiven, im Aufbauenden zu erkennen. Als Lehrer unterrichtet er die schwarzen Kinder nach den Prinzipien des weißen Mannes, als Arzt oder Rechtsanwalt betreut er seine Patienten oder Klienten nach europäischen Methoden. Als Arbeiter bedient er den Hebel der Lokomotive oder steuert den Kraftwagen durch seine Steppen, arbeitet acht Stunden täglich im Goldbergwerk, an der Ballenpresse einer Sisalpflanzung oder am elektrischen Kran und kann sich für seinen Monatslohn über seine bescheidenen Bedürfnisse hinaus allerlei Tand und europäischen Flitterkram kaufen. Die patriarchalische Macht seiner Stammeshäuptlinge, die über Leben und Tod entschied, wurde abgeschafft, dafür aber die soziale Frage heraufbeschworen.

Die alte Ordnung ist zerstört — wer schafft die neue?

Ist der Neger im Schwarzen Erdteil damit glücklicher geworden? Wer vermag dies zu sagen? Wir können wohl seine äußeren Lebensverhältnisse umgestalten, ihm europäische Waren liefern und ihm europäische Lebensform beibringen, können Eisenbahnschienen durch sein Land legen und die Erezugnisse seiner Arbeit in unseren Fabriken verarbeiten, in seine Seele werden wir nie blicken. Die Zerstörung der alten afrikanischen Ordnung ist nicht mehr aufzuhalten. Der Neger selbst muß sich der neuen Zeit und ihren neuen Erfordernissen anpassen. Ihm dabei zu helfen und zur Seite zu stehen, mehr noch, in einer selbstlosen und vertrauensvollen Zusammenarbeit mit ihm die Lösung der auf dem ganzen Kontinent harrenden großen Probleme zu versuchen: das ist die große Aufgabe, die in Afrika gestellt ist. Gelingt es nicht, sie in guter Partnerschaft zu vollenden, werden das Chaos und die Katastrophe unvermeidlich sein. Die neue Zeit und die neuen Ideen wurden von dem weißen Mann auf den Kontinent gebracht. Sie müssen von dem schwarzen Mann seinen eigenen Verhältnissen und seiner eigenen Umgebung angepaßt und umgeformt werden.

Nicht das Alte, Überlebte ist dabei von Wichtigkeit, sondern die Bereitschaft und die Fähigkeit des Schwarzen, sein Leben, seine Gewohnheiten und seine Bedürfnisse dieser neuen Zeit und Umwelt anzupassen. Der dunkle Kontinent ist nicht mehr dunkel. Er befindet sich im Morgendämmer einer neuen Zeit. Er ist angefüllt mit verwirrenden, scheinbar ausweglosen Problemen. Aber er ist auch voller Möglichkeiten. Das Gute und das Schlechte, Aufbau und Vernichtung liegen auf ihm eng beieinander. Man muß seinen Menschen eine Chance geben, den gewaltigen Sprung vom primitiven Steinzeitleben in unser modernes Atomzeitalter zu tun, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele und ohne den dünnen Firnis äußerlicher Kulturtünche gleich für eine neue, ihm artgemäße Lebensform zu halten. In dieser Beziehung werden uns der Kontinent Afrika und seine Bewohner noch manche Rätsel aufgeben und uns noch vor viele schwierige Probleme stellen.

ENTLANG DER «WEIHRAUCHSTRASSE» VON SABA

4800 Kilometer durch die Arabische Wüste

Von G. RYCKMANS (Löwen)

Der Verfasser dieses Beitrags, der 1887 in Antwerpen geborene Professor Dr. G. Ryckmans, seit 1926 Professor an der Universität Löwen, hatte sich schon vor dem Ersten Weltkrieg an der von Professor A. Jaußen geleiteten Ecole Biblique et Archéologique Française in Jerusalem mit dem Studium der altarabischen Inschriften aus vorislamischer Zeit beschäftigt. Längere Studienreisen hatten ihn auch nach Algerien und Tunesien geführt, wo er bei seinen Inschriftenforschungen mit dem französischen Orientalisten J.-B. Chabot zusammenarbeitete. Im Auftrag der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris, der er seit 1943 angehört, unternahm er die Veröffentlichung der gefundenen vorislamischen Sprachdokumente; so konnte er bereits etwa 10000 Inschriften publizieren, wovon über ein Drittel neuentdeckte Texte. Seine Forschertätigkeit hat entscheidend dazu beigetragen, die Geschichte der alten arabischen Völker in ihren sprachlichen, religiösen, politischen und allgemein kulturellen Aspekten in wesentlichen Zügen zu erkennen.

Auf seiner großen Arabien-Expedition von 1951/52 begleitete ihn der schon fast sagenhafte J. B. Philby, an dessen Beitrag über die Wallfahrt nach Mekka im Augustheft 1946 sich mancher Atlantis-Abonnent noch erinnern wird. *Red.*

Die Araber nennen ihre heidnischen Vorfahren «Ahl Al-Djahilîya», die «Gemeinschaft der Unwissenheit». Für die meisten von ihnen sind die Anfänge ihrer Geschichte verknüpft mit den Anfängen des Islams. Sie kümmern sich recht wenig um die glorreiche Vergangenheit, vor deren Hintergrund sich dann die Gestalt des Propheten abhebt.

Diese Vergangenheit bezieht sich, wie man jetzt mit ziemlicher Sicherheit behaupten kann, in Saudi-Aarabien auf fünfzehn Jahrhunderte vor der Hedschra. Aufstrebende und reiche Nationen, deren Zivilisationsgrad sich mit demjenigen Ägyptens und Assyriens messen konnte, trieben von hier aus Handel mit allen Ländern des alten östlichen Kulturkreises, und ihre Namen waren weitherum bekannt. In den letzten Jahrhunderten ihrer Geschichte breiteten sie sich gleichmäßig über Yemen bis zur Küste des Indischen Ozeans aus, bis zum Territorium der Beduinenstämme im Zentrum der Halbinsel. Doch die Welle des Islams versprengte sie mit einem Schlage an die Ränder ihrer Reiche. Einige arabische Geschichtsschreiber berichten in den ersten Jahrhunderten nach der Hedschra vom Einfluß, den der Islam auf die Traditionen der Völker Arabiens hatte.

Der Name «Saba», das Land des Weihrauchs und der Gewürze, kommt in den Büchern des Alten Testaments verschiedentlich vor. Das Buch der Könige spricht von der Königin von Saba, die mit ihrem prächtigen Gefolge nach Jerusalem reiste. Auch die alten Historiker und Geographen kannten Arabien unter dem Namen «Arabia felix», das glückliche Arabien.

Aber alle Berichte aus den alten Dokumenten vermittelten nur eine ungenaue und unvollständige Kenntnis von der vorislamischen Kultur Südarabiens. Erst die Erforschung des Landes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte die Kenntnisse vom Königreich von Saba und seinen Nachbarstaaten auf eine breitere Basis. Die unerschrockenen Forscher, die durch diese unwirtlichen Gegenden kreuz und quer reisten und manchmal sogar ihren Mut mit dem Leben bezahlen mußten, trugen eine Fülle archäologischer und epigraphischer Dokumente zusammen. Heute kennen wir gegen 4500 Inschriften in alten arabischen Dialekten. Sie konnten entziffert werden und erlaubten eine Rekonstruktion geschichtlicher Ereignisse für weite Gebiete und über einen Zeitabschnitt, der mit dem 8. Jahrhundert v. Chr. beginnt und bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. reicht.

Die Inschriften auf Steinen und Bronzetafeln, Stelen, Hauswänden und sogar Felsen sind alle in feinen, monumentalen Lettern ausgeführt, die den äthiopischen Buchstaben sehr ähnlich sind. Diese Sprache hat mit dem heute gesprochenen Arabisch viel Ähnlichkeit.

In den letzten Jahrhunderten, die der islamischen Eroberung vorangingen, stand das Königreich von Saba auf dem Höhepunkt seiner Macht. Es hatte sich die arabischen Stämme bis hinauf in den Norden von Yemen, der Wiege des sabäischen Staates, unterworfen. Es schloß ebenfalls die südlichen Provinzen von Saudi-Arabien ein, die bisher noch nie epigraphisch und archäologisch erforscht wurden. Die berühmte «Weihrauchstraße», auf der die Karawanen mit Gewürzen nach Ägypten zogen und die verschiedenen Länder des Vorderen Orients besuchten, führte durch dieses Gebiet. Inschriften der Könige von Saba auf den Felsen unweit der heutigen Autostraße von Mekka nach Riyadh waren bekannt. Das Vorhandensein von Ruinen am Fuße der Twaiq-Kette am Eingang der großen Wüste Al-Kahli ist ein weiteres Zeugnis des Vordringens der Könige von Saba. Man konnte also mit Recht hoffen, daß die Erforschung dieser Region, die heute immer noch als weißer Fleck auf der Weltkarte figuriert, wichtige Ergebnisse zeitigen würde.

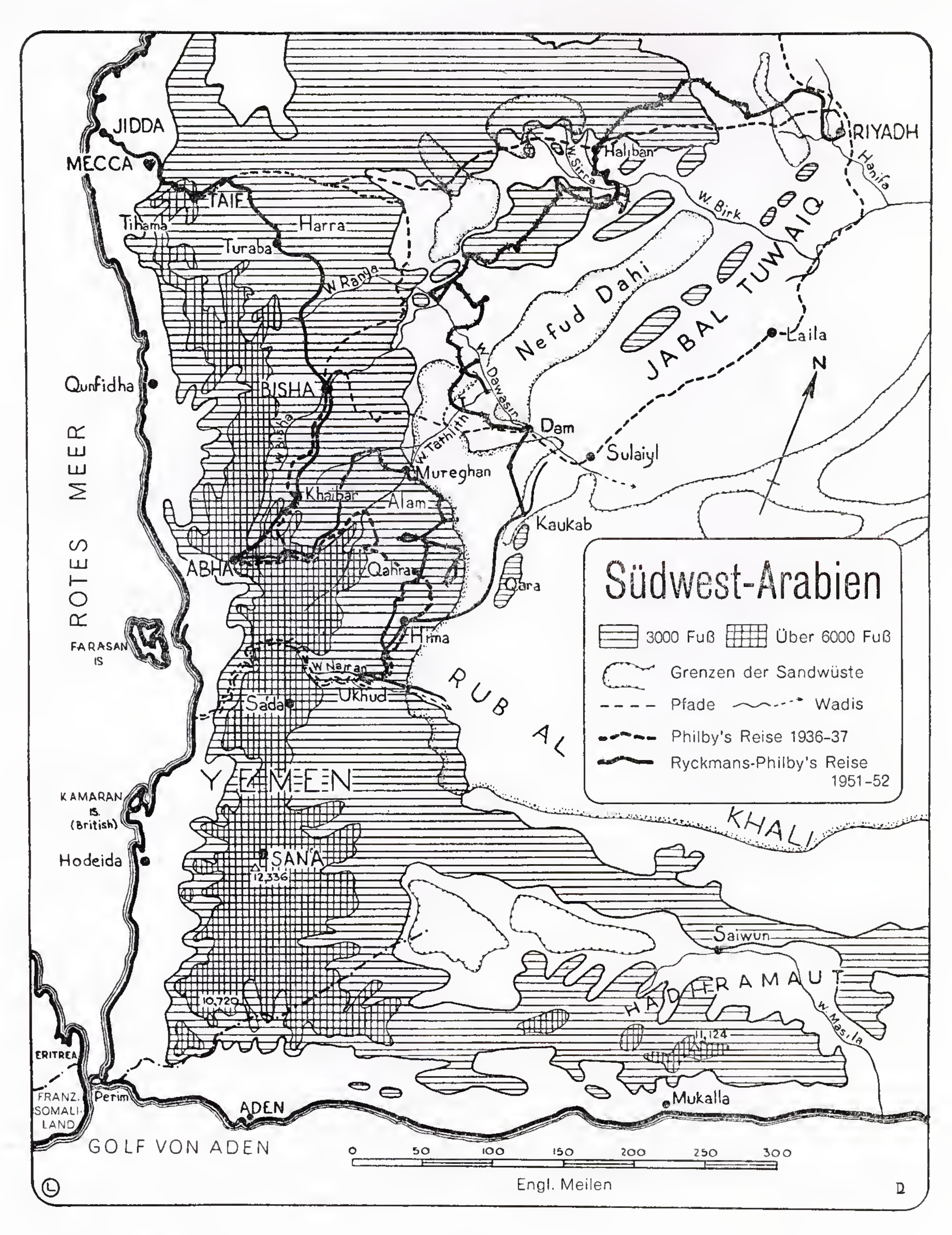
H. St. J. B. Philby, der bekannte Erforscher Arabiens und Freund des verstorbenen Königs Ibn Saud, hat im Verlauf seiner Reisen mehrere dieser Inschriften kopiert und photographiert. Eine genaue und systematisch durchgeführte Vermessung der ganzen Gegend lag ihm sehr am Herzen, und es gelang ihm auch, König Ibn Saud für seinen Plan zu interessieren. So erhielt ich dann den Auftrag, zusammen mit Philby unter dem Patronat der saudi-arabischen Regierung die Expedition zu unternehmen.

Die saudi-arabische Regierung überließ mir die Initiative für die Zusammensetzung des Mitarbeiterteams, und so bat ich Mr. Philippe Lippens, früher

UNO-Beobachter in Palästina, und Dr. Jacques Ryckmans, Spezialist für orientalische Philologie und Geschichte, um ihre Teilnahme.

Am 2. November 1951 landeten wir auf dem Flugplatz von Jidda, dem Ausgangspunkt unserer Reise nach Mekka und dem Roten Meer. Der Pilgermonat war vorüber, und die letzten Gläubigen wurden zur Rückreise nach Pakistan auf den großen Dampfern erwartet, die am Quai lagen. Der Markt war in tiefen Schlummer versunken, nur der Ruf zum Gebet durchbrach die Stille.

In Jidda wurden wir von Mr. Philby empfangen und verbrachten in der Stadt gerade so viel Zeit, als unsere letzten Vorbereitungen beanspruchten. Hier empfing uns Emir Faysal, der zweite Sohn König Ibn Sauds und Außenminister sowie Vizekönig von Hedschas, äußerst zuvorkommend in seinem Palast am Meer. In der Beduinentracht, groß von Statur und mit einem echten Raubvogelprofil, machte er einen imposanten Eindruck. Finanzminister Scheich Abdullah Suleiman war uns bei der Organisation unserer Expedition behilflich gewesen und interessierte sich für unsere weiteren Pläne.



Wir nahmen indessen die Gelegenheit wahr, um in Jidda präislamische Altertümer anzusehen, die Philby bereits in einem kleinen Museum zu sammeln begonnen hatte, und wir halfen ihm beim Katalogisieren. Eine Reihe guterhaltener sabäischer Inschriften aus Yemen machten den Anfang der Serie von Inschriften und Dokumenten, die wir nach unserer Expedition zu vervollständigen hofften.

Unsere Gruppe startete am frühen Morgen des 8. November. Für die nächsten drei Monate würden wir nun ein richtiges Nomadenleben führen. Noch so gern ließen wir die Küstenebenen von Tihama hinter uns, deren feuchte Hitze niederdrückend auf das Gemüt wirkt. Wir bewegten uns vorwärts in Richtung auf das Hochplateau, das wir innert der nächsten 48 Stunden zu erreichen hofften. Wir mußten Mekka umgehen, da uns als Nicht-Mohammedanern der Zutritt in die heilige Stadt verboten war. Wir stießen nach Süden vor, um Nedjran an der Grenze von Yemen etwa Ende Dezember zu erreichen. Von dort würden wir uns nordwärts nach Riyadh begeben, immer entlang dem Rand der großen Wüste Rub' Al-Khali, und einen Tag lang zur Rekognoszierung in der Wüste bleiben. Wir nahmen 25000 Liter Benzin mit, Zelte und Zubehör sowie unsere persönlichen und wissenschaftlichen Ausrüstungsgegenstände und Eßwaren. Dazu kamen zwei Schafe, oder – wenn diese nicht erhältlich waren – Ziegen, die unser Führer stets ausfindig zu machen verstand. Die Tiere wurden meist in der gleichen Nacht geschlachtet.

Wir hatten vor, 2700 Kilometer auf unserer Reise zurückzulegen. In Wirklichkeit wurden es dann beinahe doppelt so viel! Von Mekka sahen wir so gut wie nichts, obschon wir an manchen Stellen nur 10 Kilometer weit entfernt vorüberzogen. Die Stadt liegt eingebettet in eine Art Amphitheater von Felsen, die sie dem Auge gänzlich verbergen. Die Ebene von Arafat sahen wir nur für einen kurzen Augenblick. Es ist dies eine der heiligen Gegenden, welche auf der Pilgerfahrt besucht werden.

Im Verlaufe unseres Marsches nach Süden kamen wir durch die Städte Taif und Abha; dann führte unser Weg durch die weitläufigen Felsketten von Alem und Qahra, dem «Niemandsland» Arabiens. In Alem, nahe der Oase von Mureighan, entdeckten wir eine große Felseninschrift des sabäischen Königs Abraha, der äthiopischer Herkunft war und in der arabischen Geschichte eine Rolle spielte, da er Mekka belagerte. Von ihm berichtet eine Inschrift, die zum Gedächtnis an die Restaurierung des berühmten Deiches von Marib, der Hauptstadt des Königreichs von Saba, geschaffen wurde. Diese Inschrift wurde während des Feldzugs gegen die Araber in einen Felsen geritzt und trägt das Datum 547 v. Chr. Qahra wie Alem zeigen an den felsigen Wänden der Täler ein einziges Durcheinander von Gravierungen, die unter dem Namen Thamudig bekannt sind. Diese Gravierungen finden sich im Norden von Hedschas. Sie erzählen vom Volk von Thamud, das im Koran vorkommt, weil es dem Propheten feindlich gesinnt war. Einige der Thamud-Inschriften finden sich auch im Süden an der Strecke von Mekka nach Riyadh.

Im ganzen haben wir gegen 9000 Inschriften kopiert, während bisher überhaupt nur 3000 bekannt waren, die meisten davon im Norden von Hedschas. Das Problem der Thamud-Inschriften wird demnach von Grund auf neue behandelt werden müssen.

Je weiter wir nach Süden kamen, desto größer wurde die Zahl der sabäischen Gravierungen. Wir brachten rund 3000 zurück. Der am südlichsten gelegene Punkt unserer Reise lag an der Grenze von Yemen auf einem Plateau, das sich bis zum äußersten Südzipfel der Oase Nedjran erstreckt. Die Ruinen der Stadt Ukhdud, des alten sabäischen Nagran, wurden im Jahr 1870 von J. Halevy und zweimal während der letzten Jahre durch Philby erforscht. Diese Stadt ist in der christlichen wie in der islamischen Geschichte gut bekannt. Die christliche Gemeinde blühte zu Beginn des 6. Jahrhunderts, wurde aber grausam verfolgt durch einen König von Saba, den die Historiker «Dhu-Nuwas» nannten, der Jude geworden war. Er ließ eine große Zahl von Christen bei lebendigem Leibe in besonders dafür bestimmten Gräben verbrennen, woher der Name «Al-Ukhdud» kommt, was soviel wie «Gräben» bedeutet und heute noch die Gegend bezeichnet. Auch Al-Ukhdud wird im Koran erwähnt.

Die Ruinen von Ukhdud zeugen von der Größe und Bedeutung dieser Stadt. Ihre Umrisse sind heute noch erkennbar. Schöne Gebäude aus Granit erinnern an die Tempel der großen Sabäerstädte. Zahlreich sind auch die Fragmente von Häusern außerhalb der Stadtmauern aus der gleichen Periode, woraus man schließt, daß sich die Stadt über ihre Grenzen hinaus ausdehnte. Wir haben Pläne von der Mauer und den wichtigsten Gebäuden von Ukhdud erstellt.

Auf dem Hochplateau an der Grenze Yemens verbrachten wir lange Stunden mit der Entzifferung interessanter Inschriften. Von Nedjran stießen wir 200 Kilometer in die große Wüste Rub' Al-Khali vor, eine endlose Kette von Sanddünen, in deren ockergelber Farbe sich der Himmel spiegelt. Die Spitzen dieser Dünen, die manchmal eine Höhe von 90 Metern haben können, sind messerscharf. Der Kontrast zwischen Licht und Schatten ist hier sehr auffallend. Statt großartiger Ruinen, wie die Eingeborenen von Nedjran erwähnten, fanden wir nur Spuren von prähistorischen Siedlungen: Feuersteine, Speere und anderes mehr, die auf dem Grund der unberührten Felsspalten lagen, durch welche viele Jahrhunderte zuvor Wasser geflossen war, obschon heute nicht die leiseste Spur mehr davon zu finden ist.

Wir stiegen nun nach Hima hinauf, wo Philby ausgedehnte sabäische Felsinschriften kopiert hatte, die aus dem Jahr 518 n. Chr., aus der Zeit der Herrschaft von Dhu-Nuwas stammten. Wir betraten anschließend das Sandsteinmassiv von Qara, eine richtige Fundgrube von Felsinschriften. Es kostete uns daher mehrere Tage,

Felszeichnungen in Sammat Nadhim, Kamele und eine Kuh darstellend. — *Unten:* Kufische Inschriften und Darstellungen bewaffneter Kamelreiter.



Die Tuwaiq-Kette bei Qariya. Die Felswände sind etwa auf halber Höhe mit Inschriften und Zeichnungen bedeckt.



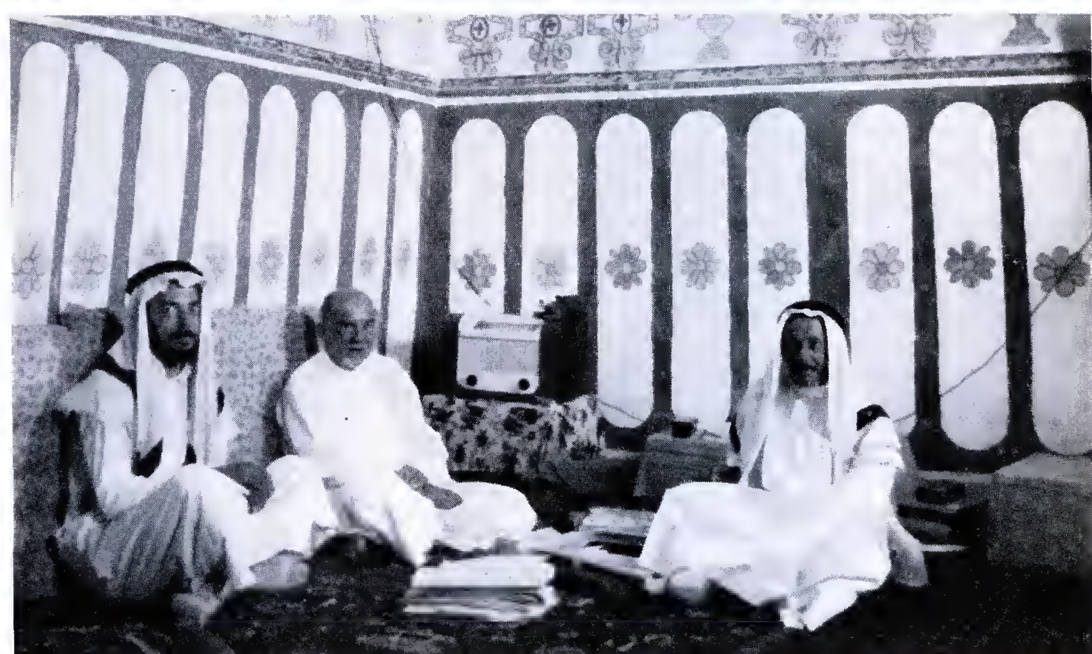
Die Gebirgskette von Qara und die Ebene von Sha'ib Musamma.



Granitfelsen bei Rudif, im Distrikt von Taif. Hier fand die Expedition die ersten Zeichnungen aus vorislamischer Zeit.



Kamis' Musheit, östlich von Abha in der Provinz Asir. Turmbauten aus getrocknetem Lehm.



J. Ryckmans, J. B. Philby und der Expeditionsleiter Prof. Ryckmans, der Verfasser dieses Beitrags, in Philbys Haus in Riyadh.



Ein Empfang bei Emir Muhsin, dem Scheich von Zeima bei Mekka, mit anschließendem Bankett.

um auch nur wenige Kilometer vorwärtszukommen. Am Ende der Kette, auf dem Felsen von Kaukab, entdeckten wir eine sabäische Inschrift von einiger Bedeutung. Sie war ebenfalls mit dem Jahr 518 datiert und offenbarte – ähnlich wie die Inschrift von Hima – den wirklichen Namen des jüdischen Königs, des Verfolgers der Christen von Nedjran, bekannt unter dem Übernamen «Dhu-Nuwas», nämlich «Krauskopf».

Der Plan der Stadt Qariya, eines vorgeschobenen Postens des Königreichs von Saba am Eingang zur Wüste und am Fuße der Tuwaiq-Kette, wurde von uns



Die Ruinen der Stadt Qariya; im Hintergrund das Tuwaiq-Gebirge.



Ein sabäischer Mühlstein in Ukhdud.

ebenfalls erstellt, und zwar nach den paläographischen Charakteristiken, vor allem den Inschriften, die wir hier vorfanden. Auch am Boden sind die Grundrisse der Gebäude noch gut sichtbar. Nach den Inschriften an den Felsen der Umgebung gehört Qariya zur letzten sabäischen Periode. Es ist eine völlig weiße Stadt, die Gebäude und selbst die von den Arabern errichtete Stadtmauer bestehen aus Gips, der aus den weitläufigen Steinbrüchen jener Gegend stammt. Sie sind Ablagerungen eines unterirdischen Sees, der längst ausgetrocknet ist.

Die letzte Etappe unserer Reise war Wadi Masil, ungefähr 80 Kilometer südlich von der Straße von Mekka nach Riyadh, wo zwei große sabäische Inschriften die Ausdehnung des Königreichs gegen Norden, bis in die Mitte der Halbinsel, anzeigen. Der Wadi Masil trennt zwei Felsketten, die eine Masil genannt, die andere Djumh. Beide Namen fanden wir auf beiden Inschriften. Gewisse Stämme, wie derjenige von Khaulan im Norden der Oase von Nedjran, werden im 10. Kapitel der Genesis erwähnt. Der Name der sabäischen Stadt Nedjran, deren Ruinen heute Ukhdud heißen, bezieht sich auf das Tal und die Oase an dessen oberem Abschnitt. Zahlreiche Namen von Beduinenstämmen werden ebenfalls schon in den sabäischen Aufzeichnungen erwähnt. Dasselbe gilt für die Quellen, die wir aufsuchten, etwa die von Haliban, unweit von Masil, die in einer Felseninschrift erwähnt wird.

Die Inschriften sind somit die fehlenden Glieder in der Kette, und ermöglichen es, die Gegenwart und die Vergangenheit zusammenzufügen. Ihr Zeugnis, erhärtet durch zahlreiche archäologische Funde, macht



Ein Altar in der aus Gips gebauten sabäischen Ruinenstadt Qariya.

es möglich, unsere Kenntnisse über das alte Arabien fortwährend zu erweitern.

Mittlerweile erreichten wir Riyadh. Das war am 10. Februar, nachdem wir mehr als drei Monate unter Zelten geschlafen und durch bisher unerforschte Gebiete der Arabischen Wüste gestreift waren. Diese Lücken sind nun auf dem besten Wege, ausgefüllt zu werden, dank den unermüdlichen und kühnen Anstrengungen von Mr. Philby. Weite Territorien, ausgedehnte Felsketten mit ihrem Netz von Tälern, Pfaden und Quellen werden in Zukunft ihren festen Platz auf der Landkarte haben. Außerdem werden die prähistorischen Siedlungen und ihre genaue Lage festgehalten werden.

Unsere Fahrzeuge und ganz besonders die Teilnehmer unserer Expedition hatten eine anstrengende Prüfung zu bestehen. Abseits der Pfade führte der größte Teil des Weges auf felsigem Grund oder in tiefem Sand. Aufgewirbelte Sandsäulen von 2 Metern Höhe waren keine Seltenheit. Die herrlichen, kieselsteinbedeckten Ebenen schätzten wir dann um so mehr als willkommene Abwechslung. So weit das Auge reicht, dehnt sich die Ebene ins Unendliche; nur selten sieht man ein paar armselige Sträucher, und während mehrerer Tage begegnet man keinem menschlichen Wesen. Plötzlich tauchen am Horizont die Silhouetten von Kamelrücken auf, und Beduinenzelte werden sichtbar. Ein Engpaß zwischen Granit- und Sandsteinfelsen führt zu einem wahren Amphitheater aus Felsen, und die üppiger werdende Vegetation zeigt eine Oase an.



Sabäische Felszeichnung in Sha'ib Samma, die Geburt eines Kindes darstellend.

Das Wasserholen bedeutet für den Beduinen eine anstrengende Tätigkeit. Einige Quellen liegen 80 Meter tief unter der Erdoberfläche. Sie werden geschützt durch Zweige, manchmal durch eine Mauer. Da sie in den Sand eingebohrt werden müssen, können sie bei der geringsten Erdbewegung durch das Eindringen des Sandes versiegen. Man ist dann gezwungen, einen neuen «Brunnen» in der Nähe zu bohren. Daher kommt es nicht selten vor, daß neben dem benützten Brunnen eine ganze Anzahl unbenützter, versiegter Bohrstellen zu sehen sind. Die Wasserhaut, die das Wasser an die Oberfläche bringt, wird an einem Strick heruntergelassen, der von einem Kamel gezogen wird. Das Vieh weidet meist ganz in der Nähe der Brunnen, und das Wasser wird vom Kot der Tiere verunreinigt. Aber niemand unternimmt etwas dagegen.



Darstellung eines Reiters und sabäische Inschriften im Qara-Gebirge.

Einige schöne Oasen, wie diejenigen von Bisha und Nedjran, haben Palmenalleen von bis zu 30 Kilometern Länge. Die Häuser aus getrocknetem Lehm gleichen Türmen, von denen aus die in der Nähe gelagerten Vorräte überwacht werden. In Nedjran, dem Speicherort für Hirse, war die Ernte Ende Dezember gerade in vollem Gange. Wo es dem Menschen gelingt, Wasser hinzuführen, kann er die Wüste in ein wahres Paradies verwandeln. Die Fahrt entlang dem Wadi Hanifa bis nach Riyadh ist ein unvergeßliches Erlebnis. Beide Seiten des Tales sind mit herrlichen Palmenalleen gesäumt. Hier haben sich die Mitglieder der Königsfamilie ihre Paläste erbauen lassen. Artesische Brunnen bewässern die Blumengärten und Rasenflächen.

Riyadh ist eine Stadt von 100000 Einwohnern, aber etwa die Hälfte des Areals nimmt allein der königliche Palast ein. Zahlreiche dieser Gebäudekomplexe sind mächtige Steinhäuser, die die Lehmhütten der Eingeborenen hoch überragen. Fremde, die nach Riyadh kommen, leben im Palast als Gäste des Königs und genießen den dort herrschenden, neuzeitlichen Wohnkomfort als willkommene Abwechslung zum Nomadenleben in der Wüste. Der königliche Palast ist eine Stadt in der Stadt; die neuesten amerikanischen Autos fahren durch die Straßen von Riyadh und bringen das Hofpersonal und höhere Beamte zur Audienz in den Palast. Dort trifft man die königlichen Prinzen, Minister,

Diplomaten Saudi-Arabiens und Gouverneure aus der Provinz. Hier wird der gegenseitige Kontakt gepflegt, eine lange Galerie führt zum Thronsaal; den Wänden entlang ist die königliche Wache mit Krummschwert aufgestellt. Am Ende der Galerie, in der Nähe eines Fensters, pflegte König Ibn Saud zu thronen, zu seiner Rechten stand eine lange Reihe schweigender Notabeln, die bei der Audienz zugegen sind.



Aufnahme der sabäischen Inschriften bei Hima, die den Bericht eines Kriegszuges des sabäischen Judenkönigs Dhu Nuwas vom Jahre 518 n. Chr. enthalten.

Die gestrenge Persönlichkeit König Ibn Sauds dominierte alles und alle, obwohl er die Bürde seines Alters nicht leicht trug und körperlich völlig hilflos war. Aber sein Ansehen war immens. Saudi-Arabien ist sein Werk, er hat es erobert und organisiert. Arm bestieg er den Thron; bei seinem Tode gehörte er zu den reichsten Herrschern der Welt. Vor zwanzig Jahren mochte sein Einkommen etwa 100000 Dollar betragen, und sein Finanzminister hätte das gesamte Staatsvermögen ruhig in seinem Schlafzimmer aufbewahren können. Durch den fortwährend steigenden Strom seiner Einkünfte aus den arabisch-amerikanischen Ölquellen von Dhahran erreichten seine Einnahmen rund 200 Millionen Dollar, die je zur Hälfte der ARAMCO – der Arabian-American Oil Company – und dem König zufallen.

Riyadh ist der wahabitischen Tradition im großen und ganzen treu geblieben. Dem Ruf zum Gebet wird stets aufmerksam Folge geleistet. Als bei einem Empfang, der in den königlichen Gärten stattfand, Emir Saud, der älteste Sohn Ibn Sauds, nun König von Saudi-Arabien, eine Ansprache an die Gäste hielt, ertönte mitten in seiner Rede der Ruf des Muezzin. Alle Moslemgäste begaben sich in die private Moschee des Prinzen, die Platz für 200 Personen bietet.

Weder in Riyadh noch in Taif und Abha steht irgendein Gebäude, ob Moschee oder Palast, das künstlerischen Wert hat. Wir sind hier weit entfernt von Kairo, Jerusalem und Damaskus. Dies ist das Land der Beduinen; sie leben meist in Zelten, deren Möblierung aus Teppichen, Vorhängen und kupfernem Kaffeegeschirr besteht. Alle Bauwerke des Islams, die herrlichen Möbel in den Museen von Kairo, Syrien und selbst die berühmten Manuskripte sind das Werk von Fremden: Byzantinern, Persern und Spaniern. Die Araber haben keine eigene Kunst hervorgebracht. Es ist ein Volk der Hirten, in früheren Jahrhunderten vorwiegend Pferdezüchter. Während unserer ganzen Reise begegneten wir nur einem einzigen Manne zu Pferd. Die Ställe von Emir Mansûr in Turaba und diejenigen des alten Scheichs von Khamis Musheit gleichen eher einem Märchenschloß als einem Zuchtstall. Das Auto hat auch hier das Pferd verdrängt, als Zugtier sowohl als im Sport. Gazellen werden im 60-Kilometer-Tempo per Auto gejagt. Die armen Tiere, die zwanzig Jahre zuvor noch unter den Schafen und Ziegen der Herde auf den Weiden der Beduinen anzutreffen waren, werden bald ganz ausgestorben sein. Wir sahen nur ganz wenige am Rand der Wüste, wo die jungen Prinzen sie mit Vergnügen zu Tode hetzen. Was den Vogel Strauß anbelangt, existiert dieser hier überhaupt nur auf den Felszeichnungen, und auch der Steinbock hat sich vor dem Jäger in die ausgedehnten Gebirgsketten des Nedjran geflüchtet. Schon die Könige von Saba waren von seinen riesigen, gebogenen Hörnern beeindruckt und wählten den Steinbock zu ihrem Wappentier.

Immer mehr verblaßt das Bild des alten Arabiens, das so unwandelbar seit vielen Jahrhunderten schien. Es bröckelt ab wie der Granit und der Sandstein seiner Felsen vom Wind und vom Wetter. Die Wüste verschluckt alles ohne Unterlaß, nur weniges hält stand in dieser sandigen Unendlichkeit. Der Tag wird unweigerlich kommen, wo alles nur noch eine einzige Wüste ist. Das «Land des Meeres» hat eine Periode durchgemacht, in der Flüsse von den Bergen zur Küste hinabströmten. Heute sind nur noch ausgetrocknete Furchen zu sehen. Das Wasser hat sich zurückgezogen in das Innere der Erde, und man muß immer tiefer bohren, um zu ihm zu gelangen. Oder wird doch einst der Tag kommen, an dem es möglich sein wird, wieder reichlich Wasser an die Oberfläche zu bringen? Das würde das Ende des langsamen Zerfalls bedeuten, und es wäre zugleich die Rettung des ganzen Landes.

Aus dem Englischen übertragen von E. Lehnis



Die Ruinen von Ukhdud bei der Oase Nejran am Fuße des Yemen. Während der Christenverfolgungen ließ König Dhu Nuwas im 6.Jh. seine Opfer in diesen Gräben verbrennen.



Monumentale sabäische Inschriften, heute im Museum von Jidda, aus Sau'a (Yemen). Der Text lautet: «Rabb'il, Khâlis' Sohn, hat dem Herrn ihres Hauses dieses Standbild geweiht zu ihrem Schutze und zum Schutze der Herren des Hauses.»



Im hügeligen, unwegsamen Gelände kommt man zu Fuß am raschesten voran; nur auf Inspektionsreisen in der Nähe der Station werden Pferde mitgenommen.

AUF PATROUILLE IN PAPUA

Ein weißer Mann und eine Schar von Eingeborenen erklimmen in langgezogener Einerkolonne eine steile Hügellehne. Oben steht ein Eingeborener in der Uniform eines Polizeigehilfen und erwartet sie; er ist der Vertreter seiner Dorfgemeinde und wird nun dem Vorgesetzten Bericht erstatten. Der Weiße heißt Ron Galloway und hat als Distriktoffizier des Gebietes von Goilala in Papua die Aufgabe, vom Hauptquartier der Regierungsstation auf dem Flugfeld von Tapini aus in regelmäßigen Abständen die Gegend zu inspizieren. In Papua werden die Entfernungen in Marschstunden gemessen, und eine Fußreise von 150 km gilt als gewöhnliche Routineleistung. Der australische Beamte wird von eingeborenen Polizeigehilfen und Lastträgern begleitet, wenn er eine solche Wanderung unternimmt; die Patrouille bleibt je nachdem zwei bis acht Wochen unterwegs, kontrolliert die Lage in den verschiedenen Eingeborenensiedlungen, untersucht vor allem die Kranken, läßt sich Rechtsbrecher vorführen und ist befugt, Polizeistrafen zu verhängen. Um von Tapini aus die Nordwestgrenze des Distriktes von Goilala zu erreichen, muß die Patrouille sieben Tage lang marschieren, sechs, um an die südöstliche Grenze zu gelangen; das Zentrum von Tapini ist von der Hauptstadt Moresby 140 km in der Luftlinie entfernt, aber die Fußroute ist beinahe doppelt so lang, da der Weg über eine Gebirgskette führt.

Galloway kam im Zweiten Weltkrieg mit einer australischen Infanterieeinheit nach Papua, wurde 1945 in die «Angau» (Australian New Guinea Administrative Unit) eingegliedert und trat dann in den Regierungsdienst über. Er ist 32 Jahre alt und verheiratet; Kinder hat er noch keine. Auf der Station arbeiten neben ihm Norman Beaumont, aus dem Staate Neusüdwales in Australien, und Brian Wilson, aus Tasmanien, zwei jüngere Patrouillenoffiziere, ferner Dr. Vin Zigas, ein gebürtiger Litauer, der hier im Auftrage der Regierung als Sanitätsoffizier amtet, mit seinem Assistenten Charles Corbett, einem Australier aus Neusüdwales. Dr. Zigas kam mit mehreren anderen australischen Ärzten, die in Australien keine eigene Praxis eröffnen durften, nach Neuguinea, und befindet sich nun schon seit anderthalb Jahren auf der Station; Corbett hat 20, Beaumont 11, Wilson 2 Monate Dienst hinter sich. Nach 21 Monaten bekommt ein Patrouillenoffizier 3 Monate Heimaturlaub; dann wird er auf einer Außenstation unter der Leitung eines älteren Distriktoffiziers, wie Galloway, wieder eingesetzt. Inzwischen hat er die Eingeborenendialekte erlernt und sich die nötige praktische Erfahrung im Umgang mit den Leuten erworben, die er nun betreuen soll.

Galloway geht meist zu Fuß auf Patrouille; das Land ist zu unwegsam für Pferde, und sie leisten ihm nur auf Inspek-



In gemeinsamer Arbeit hat die Dorfbevölkerung einen Saumpfad erstellt, der ihre Siedlung mit Tapini verbindet. Festlich geschmückt finden sie sich auf der Station ein, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen.



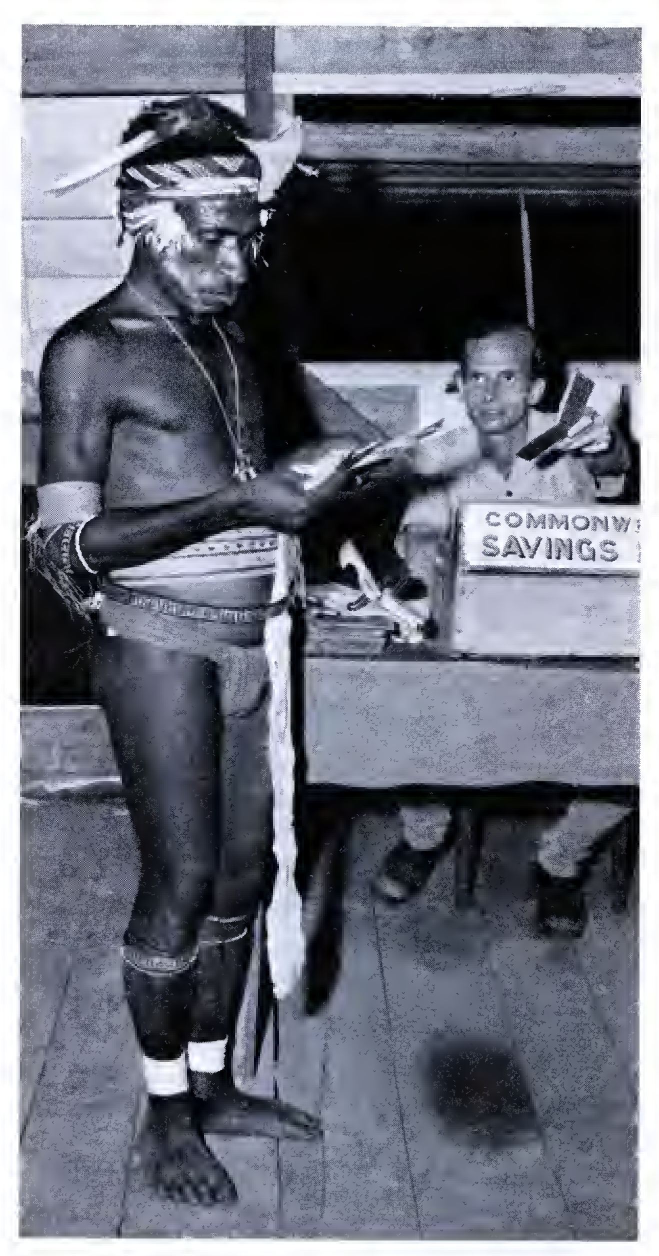


Vom schmalen Flugfeld der Station Tapini steigt die Maschine auf, die durch ein enges Gebirgstal an die Küste nach Moresby fliegt. 1938 eröffnet, wird das Flugfeld von Tapini erst seit 1949 im regelmäßigen Kurs angeflogen.

In Begleitung seiner Hilfspolizisten sucht der Inspektor einen Eingeborenen in seiner Hütte auf, den der Dorfpolizist des Diebstahls angeklagt hat.

tionsreisen in der Umgebung der Station nützliche Dienste. Sonst aber begleiten ihn die marschgewohnten eingeborenen Träger; in der Regel wird aller Proviant mitgeführt, und nur in Notfällen gelangt man an die Bewohner der Dörfer, die man unterwegs besucht. Die lokalen Polizeigehilfen grüßen die Patrouille militärisch, wenn sie in ihrer Gegend eintrifft. Sie melden dem Offizier alle Vorfälle und können Anzeige erstatten, wenn in ihrem Dorf Gewalttätigkeiten, Diebstahl oder Ehebruch vorgekommen sind. Galloway stellt dann Stuhl und Tisch auf (die beiden Möbelstücke begleiten ihn auf jeder Patrouille), hält eine Gerichtssitzung ab und verkündet das Urteil. Muß der Schuldige eine Strafe abbüßen, so wird er als Gefangener nach Tapini abgeführt.

Das Flugfeld von Tapini wurde schon 1938 eröffnet, aber erst 1949 regelmäßig in Betrieb genommen. Wöchentlich einmal landet nun ein Flugzeug mit etlicher Vorsicht, denn der



Der Distriktoffizier betätigt sich auf seiner Inspektionsreise auch als Bank- und Sparkassenverwalter im Dienste der Eingeborenen.

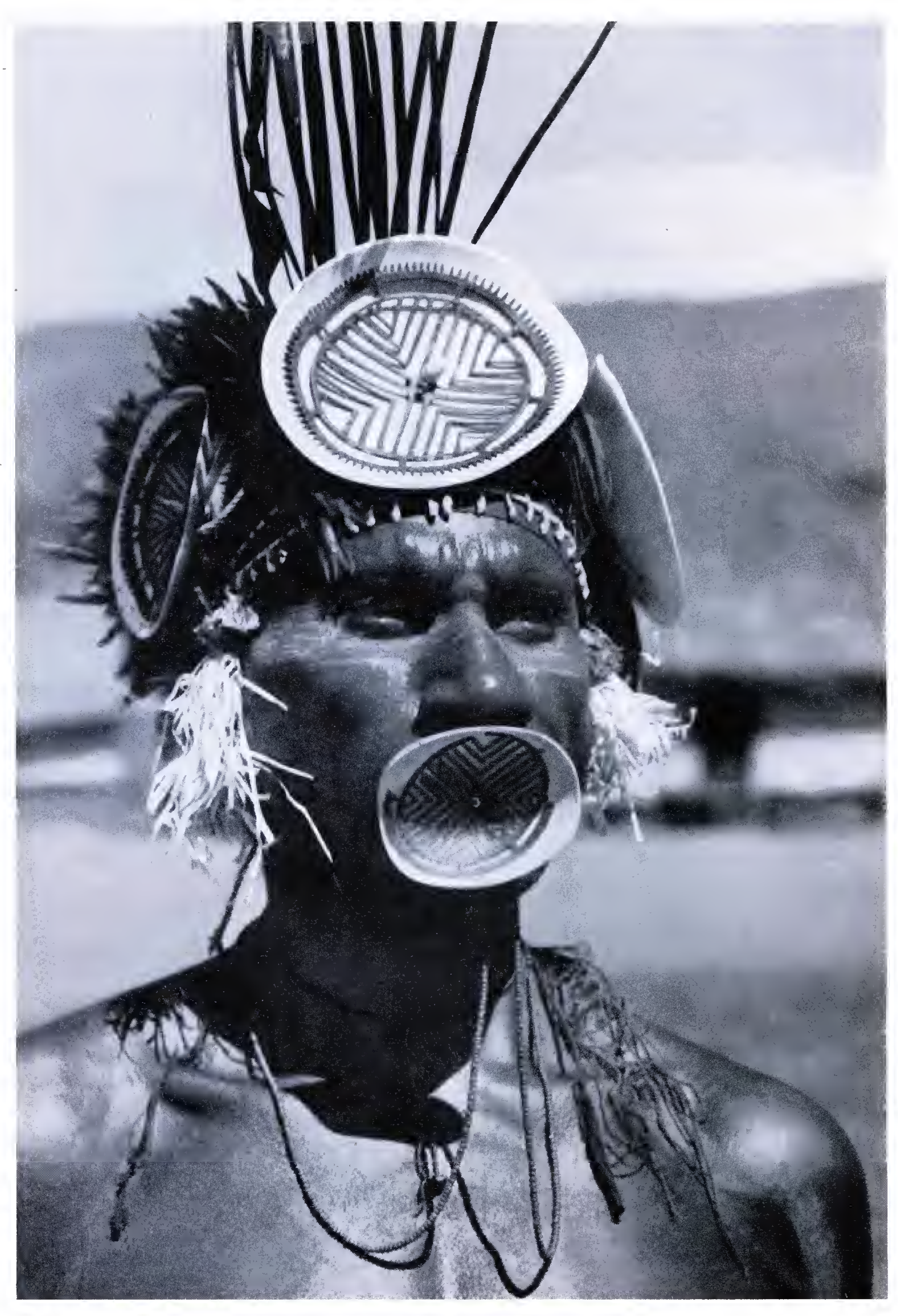


Mit seinem Geld kauft sich der Häuptling Junrai amerikanischen Tabak; er ist ein kritischer Käufer, dem die meisten Sorten zu mild sind.

Platz ist schmal und auf einem Hügel angelegt, und bringt Material und Nachschub. Auf der Station von Tapini ist der Alltag militärisch geordnet: um 6 Uhr bläst ein eingeborener Trompeter seinen Weckruf, um 7 versammeln sich alle Polizeigehilfen, die Arbeiter und die Gefangenen, und es wird der Tagesbefehl verlesen, der jedem seine bestimmte Aufgabe zuweist. Die Polizeigehilfen werden nach soldatischem Muster ausgebildet.

Wenn sich Galloway auf der Station befindet, so verhört er Angeklagte aus den Dörfern der Umgebung, nimmt Besuche entgegen, verwaltet die Sparkassenhefte der Eingeborenen, inspiziert die Gefangenen bei der Arbeit, amtet als Friedensrichter und befaßt sich mit Aufgaben allgemein verwaltungstechnischer Art und der Eingeborenenfürsorge.

Australien übernahm das 234000 km² umfassende Gebiet von Papua auf Neuguinea im Jahre 1919 als Mandat des Völkerbundes; 1949 wurde es unter die Oberaufsicht der Vereinigten Nationen gestellt. *C. P.*



Seite links:

Ein Papua im Festschmuck. Die verzierten Muscheln auf dem Kopf und im Mund bezeugen, daß er oder sein Vater oder sein Großvater einen Feind getötet hat.

Bild rechts:

Nach dreitägigem Marsch ist die Mutter mit dem kranken Kind auf der Station eingetroffen, um den Arzt um Hilfe zu bitten. Diese tropischen Kopfgeschwüre können geheilt werden; Eltern, die ihre Kinder vernachlässigen, haben strenge Strafen zu gewärtigen.

Bild unten:

Der Distriktoffizier hat den Dieb zu einer Gefängnisstrafe von 2 Monaten verurteilt. Nun wird er nach Tapini auf die Station geführt. Der Distriktoffizier kann sich ohne Dolmetscher mit den Eingeborenen in ihrer Mundart verständigen. (Photos Mauritius)







Photos Jürg Klages

DER EISBÄR

der auf dem Lande eher plump und drollig unbeholfen wirkt, fühlt sich im Wasser richtig wohl und ist ein ebenso eleganter wie rascher Schwimmer. Im Zürcher Zoo hat sich der seltene Glücksfall ereignet, daß das Eisbärenpaar gesunde Zwillinge nicht nur in Gefangenschaft zur Welt brachte, sondern auch aufziehen konnte.



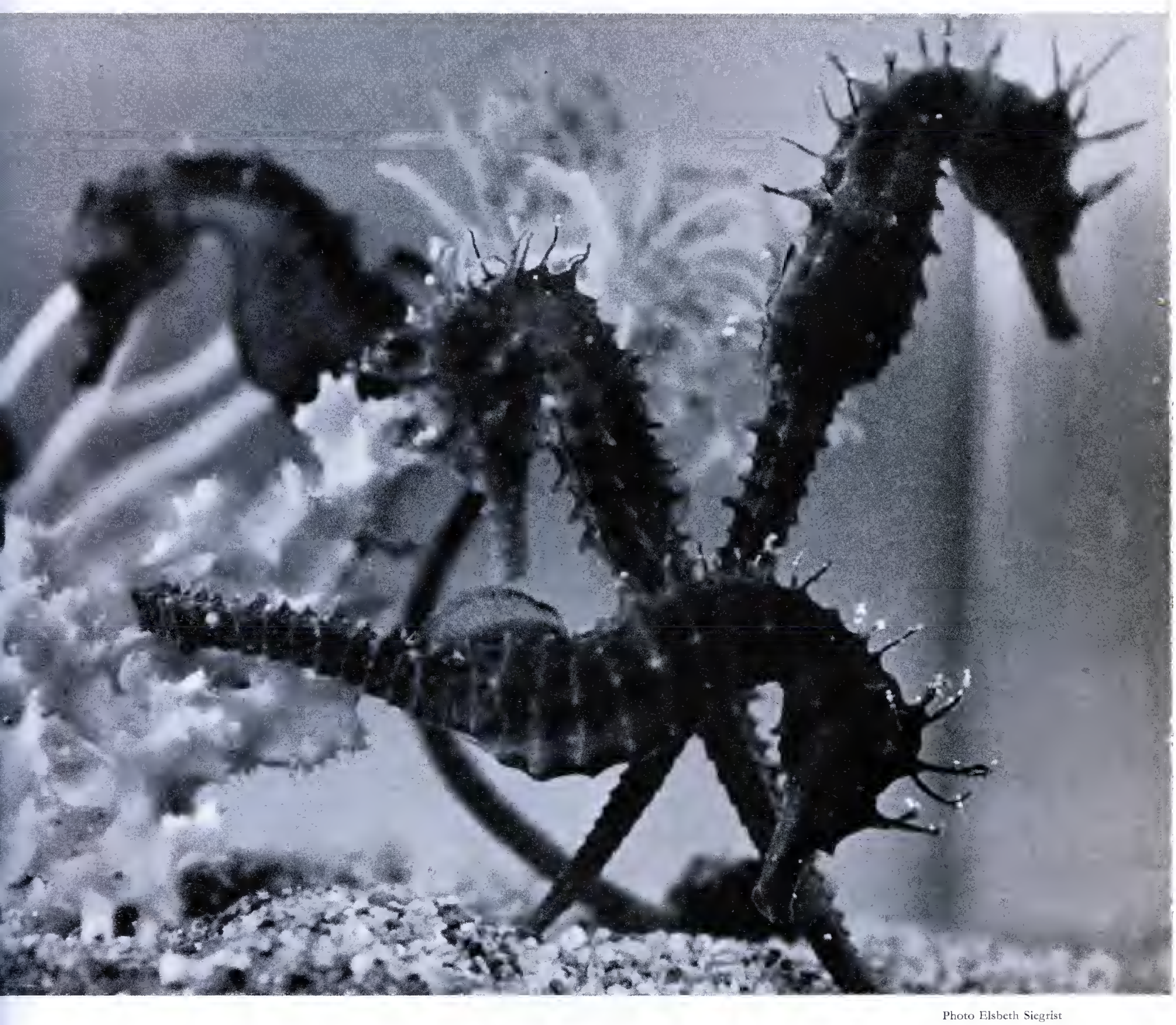


Photo Elsbeth Siegrist

Seepferdchen

Morgentraum eines heiteren Mannes

Von Meinrad Inglin

In diesem zivilisierten Europa darf man als Erwachsener leider nicht mehr laut jubeln und tanzen, wann und wo man dazu Lust hat, man darf nicht in einer belebten Straße auf den Kopf stehen oder eine unbekannte Dame zu einem Walzer auffordern. Solche Regungen einer gründlichen Heiterkeit, die durch allgemeine Übereinkunft auf unser Inneres beschränkt bleiben müssen, obwohl sie natürlicherweise zur Äußerung drängen, sind gar nicht selten, und wohl jeder Mensch erlebt wenigstens einmal den Augenblick, da er vor Freude fliegen, über alle Berge springen und die erstbesten Mitmenschen umarmen möchte. Ein derartiger Überschwang beherrscht mich ohne erkennbaren Grund oft so, daß ich im Geiste meine irdischen Grenzen überschreite und mich im Unmöglichen austobe, während ich als sichtbarer Mensch auf eine recht bescheidene Art dahinter zurückbleiben muß.

Gestern früh zum Beispiel, als ich im Vorgefühl eines herrlichen Morgens erwachte, hätte ich singend aus dem Bette springen können, so unbeschreiblich froh war mir zumute, doch blieb ich liegen und beschränkte die übermütige Laune auf mein Inneres, wo ich jede beliebige Freiheit genoß und auch sofort benutzte. Ich sprang zum offenen Fenster hinaus, grüßte mit einem Freudenschrei den goldhell hinter den östlichen Bergen aufschimmernden Glanz und lief, meine Erdenschwere überwindend, den nördlichen Hang hinunter, der mit Äckern, Gärten und Wiesen sanft zum Talboden abfällt. Bald trabte ich ruhig, bald flog ich aus Anläufen hoch empor, ich sprang über Bäche, Büsche, Hütten und folgte drunten, in weitgespannten Sprüngen vom einen Ufer zum andern wechselnd, dem Flusse durch das geräumige Tal hinaus. Auf dem flacheren Lande jagte ich, die Morgenluft wie Sturmwind im Gesicht, mit steigender Lust immer schneller dahin.

Eine breite Seefläche schimmerte auf und war mir kein Hindernis, ich warf mich hinein und spürte wunderbar überwindende Kräfte auch in meinen Armen. Ich schwamm wie eine jagende Bachforelle, schnellte auch über das silbrig flimmernde Wasser hin und überholte ein Motorboot, das auf der Fahrt zum andern Ufer eine schäumende Furche aufriß. Rauschend fuhr ich durch das Uferschilf ans Land.

Vor mir stiegen mannigfaltige Halden und Rebberge an, aber mühelos gewann ich den hohen mittleren Hügel, stürzte mich am Nordhang unter kindlichen Zwerchfellschauern wie auf einer fallenden Seilschaukel in eine Sattelmulde hinab und drüben im selben Schwunge stürmisch wieder empor auf die braungrün leuchtende höchste Kuppe.

Hier ruhte ich aus. Ich legte mich ins kurze Gras und gedachte eine Weile so zu liegen, nicht weil ich müde war, sondern weil mich nach dem Sturm diese Ruhe beglückte. Mir fiel ein, daß auch in diesem Zeitalter des rasenden Verkehrs die Freude der Fahrer an der Schnelligkeit sich nie zum wahren, das ganze Wesen ergreifenden Rausche steigern kann. Der Mensch sitzt in seinem Wagen, und die Maschine, die sein Kopf geschaffen hat, reißt ihn vorwärts, aber der Körper ist kaum daran beteiligt, und die Lust an der Bewegung stammt nicht aus seinem Geheimnis. Dem Flieger geht es ähnlich, er sitzt in einer starren Maschine, die der Verstand errechnet hat, und vergleicht sich umsonst mit dem Adler oder der Schwalbe. Dieser alte Traum der Menschheit wurde anders geträumt, mit dem ganzen Wesen nämlich, und jener erfinderische Dädalus, der mit seiner eigenen Kraft die Schwingen bewegte, war der Erfüllung näher als ein heutiger Flieger. In meinem Zustand hätte vielleicht auch ich jetzt fliegen können, aber ich wollte nicht triumphieren und meine im Ganzen begründete Kraft mißbrauchen, sondern auf der Erde bleiben und die Wunder ihrer Gestalt mit jedem Sprung und Atemzug dankbar erleben.

Mit solchen Gedanken erhob ich mich und verließ die Kuppe in östlicher Richtung. Hier fielen gestaffelte Halden mit Wäldern und Wiesen in ein ebenes Land hinab, über dem die Sonne den dünnen Morgennebel aufzulösen begann. Unter durchsichtigen Schleiern zog ein Strom in die Ferne, den Ufern entlang rauchten Fabrikkamine grau in die weißen Nebelreste hinauf, und dahinter wuchs aus einem Block gedrängter Häuser ein Münsterturm empor. Ich versagte mir jetzt die Lust des Springens und hatte meine Freude daran, mit rüstigen Schritten in dieses Land hinab zu wandern. In der Nähe der Stadt begegneten mir immer mehr Leute, Männer und Frauen mit gleichgültigen, ja mürrischen oder gar kummervollen Mienen, wie man sie in dieser lähmenden, von hundert Nöten erfüllten Zeit überall gewahren kann. Da fiel ich denn doch in einen kurzen Trab, warf mich dabei auch manchmal herum wie ein Tänzer oder im Wasser ein beseligter Schwimmer, und trabte so an Menschen vorbei, die erheitert stehenblieben, in die Stadt hinein.

Die Straße zwischen den hohen Häusern war mir zu eng, doch blieb ich mitten darauf, um die schon so geplagten Fußgänger nicht zu belästigen. Ich begann mich spielend mit eiligen Fahrzeugen zu messen, holte zwei töricht knatternde Motorräder ein und blickte die Fahrer streng verweisend an. Gleich darauf kam mir ein Wagen entgegen, der mich zu überfahren drohte, ich sprang, statt auszuweichen, auf seine Kühlerhaube und über sein Dach hinweg, worauf er mit kreischenden Bremsen stoppte. Mir gefiel diese Art, den Verkehr zu überwinden, ich wiederholte den Sprung über andere, auf mich zufahrende Wagen hinweg, sprang auch einigen Wagen von hinten auf das Dach, dann auf die Kühlerhaube hinab, und überholte sie, nach vorn ab-

springend, mit wenigen Sätzen. Der Verkehr aber begann trotzdem zu stocken, und auf dem nächsten größeren Platze schien man mich schon zu erwarten, ich hörte Signale, Rufe, Schreie, die Menschen starrten und staunten mich aus offenen Wagenfenstern an, und uniformierte Männer versuchten mich aufzuhalten.

Ich bog in eine weniger belebte, leicht ansteigende Straße ein, ließ die Neugierigen, die mir folgten, weit hinter mir und erreichte unbehelligt das Münster, aus dem mir Orgelmusik entgegenklang. Angelockt trat ich durch eine Seitenpforte in den hochgewölbten Raum, sah keinen Menschen und hörte zu. Der einsam übende Organist spielte ein Präludium zu Ende, dann schlug er ein lebhaftes, überraschend heiteres Thema an, das nach wenigen Takten um einige Töne höher wiederkehrte und mir so in die Beine fuhr, daß ich es freudig zu tanzen begann. Es sprang noch um fünf Töne hinauf, und mit ihm sprang ich auf das Taufsteinbecken, tanzte es über die Banklehnen hin bis auf die Kanzel und folgte ihm, als sein übermütiger Flötenton da oben zerflatterte, mit einem Sprung in die Dämmerung des nördlichen Seitenschiffes hinab. Hier sah ich nun doch ein paar Menschen, sie liefen flüchtend durch dieselbe Pforte hinaus, durch die ich eingetreten war, aber ich kümmerte mich nicht darum. Der Orgelspieler entfaltete die Fuge reicher und kräftiger, ohne die Heiterkeit des Themas zu trüben, das mitreißende Tempo zu verwackeln oder die klaren Linien zu verwischen. Ich tanzte, unwiderstehlich hineinverschlungen, in genauen Arkaden über die Bankreihen und in spitzen Bogensprüngen aus beiden Seitenschiffen hin und her über das Mittelschiff, ich schwang mich, stürmische Voluten um die Strebepfeiler wirbelnd, ins Gewölbe hinauf und sank vertrauensvoll un poco più lento auch wieder hinab, aus dem Dur in eine Molltonart und stufenweise an farbig leuchtenden Aposteln schmaler Fensterscheiben vorbei hinab in das Chor, wo ich mich zwischen den Engeln und Propheten des dunklen Gestühles kreisend zum letzten großen Aufschwung sammelte.

Da brach der Spieler wie nach Atem ringend ab, die Fuge blieb zerbrochen liegen. Bestürzt hielt ich an. Ein Herr im schwarzen Gehrock, ein Offizier und ein geistlicher Würdenträger kamen durch das Mittelschiff und blieben vor den Bänken stehen, neben ihnen stellten sich rechts und links zwei Reihen uniformierter Männer auf, und hinter ihnen drängte aus den Seitenschiffen eine Menge neugierigen Volkes herein. Der Herr im schwarzen Rock rief mir fragend mit starker Stimme zu: «Wer sind Sie und woher kommen Sie?» Da ich schwieg, wiederholte er die Frage in verschiedenen Sprachen, zuletzt auch lateinisch, und fuhr dann fort: «Ihr Auftreten in der Stadt und hier im Münster liegt ganz außerhalb unserer bisherigen menschlichen Erfahrung. Im Namen des städtischen Rates, der Landeskirche und des Volkes bitte ich Sie um Aufschluß. — Sie antworten nicht und zwingen mich zu einer Frage, die vielleicht lächerlich klingt. Sind Sie trotz Ihrer menschlichen Gestalt kein Wesen dieser Erde?»

Die Stille, die jetzt eintrat, dauerte fast eine Minute, und die Blicke der Menschen waren mit einer so ungeheueren Spannung auf mich gerichtet, daß ich kaum mehr ruhig dastehen konnte. Der Sprecher kam langsam auf mich zu, hielt wenige Schritte vor mir an und erklärte mit gedämpfter, aber klarer Stimme eindringlich: «Wer Sie auch sein mögen, glauben Sie nicht, daß wir uns mit Ihrem Schweigen abfinden werden! Sie muten uns zu, eine Tatsache hinzunehmen, die nicht nur gegen das Naturgesetz, sondern auch gegen die unverbrüchliche, durch Staat und Kirche gewährleistete menschliche Ordnung verstößt. Eine solche Zumutung müssen wir abweisen. Wir laden Sie ein, sich noch heute im Rathaus vor einem Kollegium naturwissenschaftlicher und theologischer Fachleute zu rechtfertigen und später die hohen Ehrungen entgegenzunehmen, die wir Ihnen allenfalls zu gewähren bereit sind. Sollten Sie nicht einwilligen, so bleibt uns nur übrig, Sie zu verhaften oder Sie auszuweisen. Wir würden alle Mittel anwenden, um dies oder jenes durchzuführen. In wenigen Minuten werden Sie vom Münsterturm den Stundenschlag der Glocke hören. Bis dahin geben wir Ihnen Bedenkzeit.»

Ich hatte nicht die Leute verblüffen oder stören, sondern nur die Grenzen des Menschenmöglichen ein wenig hinausrücken wollen. Die Hüter der Ordnung ertrugen es nicht und weigerten sich, es ohne Erklärung zu dulden, wie leidenschaftlich der menschliche Geist auch danach strebte. Ich fragte mich, was geschehen würde, wenn wirklich der Bote einer überirdischen Macht mit gewissen Zeichen seiner Herkunft unter den Menschen erschiene. Würden sie nicht auch ihn zur Rechenschaft ziehen und, wenn er sich nicht dazu erniedrigen wollte, die Botschaft verscherzen?

Ich ging noch vor dem Stundenschlag in die Sakristei, öffnete ein Fenster und sprang hinaus. Die Volksmenge vor dem Hauptportal und den Seitenpforten kam auf das Geschrei der Leute, die mich entdeckten, erregt dahergelaufen, doch ließ ich mich nicht zurückhalten. Aufatmend trabte ich die nächste Straße hinab in die östliche Vorstadt und, meiner Freiheit froh, ins offene Land hinaus.

Mit frischer Lust beschleunigte ich den Lauf und flog in weiten, leichten Sprüngen über Äcker und Felder hin dem Himmelsrand entgegen, der in immer gleicher Ferne vor mir floh. Um mich nicht im Unbegrenzten zu verlieren, bog ich aber mehr und mehr nach Süden ab. Das Land begann wieder anzusteigen, ich kam durch ausgedehnte Wälder und hielt mich an Schneisen und Wege, solange sie nicht aus meiner Richtung wichen, dann holte ich einen flüchtigen Edelhirsch ein und schwang mich auf seinen Rücken. Er fügte sich beschwingt meinem Antrieb und brach mit voller Wucht quer durch den Wald. Im dichteren Holze bog er sein prächtiges Geweih zurück, um sich nicht zu verfangen, ich duckte mich, und die Zweige rauschten mir über die Schultern. Einen lichten Fichtenwald durchritt ich aufrecht, doch mit unverminderter Schnel-

ligkeit, dann jagten wir aus dem Gewirbel der Stämme auf sanft ansteigende Weidehänge hinaus.

Mein edles Reittier flog mit einer Spannkraft ohnegleichen in weitgeschwungenen Sätzen über die Weiden hin, und schon sah ich im Rahmen seines hohen Geweihs am blauen Himmelsrand den Berg, über dem ein Goldglanz mir beim Aufbruch in der Frühe die Sonne angekündigt hatte. Ich feuerte es noch einmal an und bog, meine Bahn zum Kreise rundend, nach Südwesten ab. Die Obstbäume und Häuser eines mir wohlbekannten Bauerndorfes schwankten heran und vorbei, eine Hügelwelle hob uns auf ihren grünen Rücken, und ich sah das Ende meines Ausflugs nah vor mir.

Unerschöpft, aber bedacht, begann ich wie in den Schlußtakten einer Fuge die stürmische Jagd zu mäßigen. Der Hirsch fügte sich und hielt zurück; mit gebändigter Kraft setzte er zum letzten Absprung an und flog unter mein Fenster hin; hoch aufgerichtet stand er still. Ich schwang mich von seinem Rücken auf mein Lager zurück und öffnete die Augen. Damit kam meine zwanglos tätige, zwischen Traum und Bewußtsein schwankende Einbildungskraft zur Ruhe, und ich hütete mich, sie aufzustacheln, um den unabsichtlich erblühten Bildern gesuchte anzuhängen. Erfüllt vom Nachklang meiner Freuden erhob ich mich und ging in den strahlenden Morgen hinaus.

Die Peinigung der Lederbeutelchen

Von Heimito von Doderer

Wenige Tage nach dem Leichenbegängnis Coyles, des alten Geizhalses, erschien bei mir Mr. Crotter, sein ehmals nächster Freund und der einzige Mann in unserer Stadt und im ganzen Distrikte überhaupt, von dem gesagt werden konnte, daß er noch reicher sei, als der jüngst Verstorbene es war; ja eigentlich galt er sogar als um ein Vielfaches wohlhabender. Die Uhr rückte gerade auf neun, als Mr. Crotter kam, ich saß am Feuer, hatte mein Frühstück beendet und hielt noch die Teetasse in der Hand. Draußen lag ein rauchiger Winternebel vor den Fenstern. «So zeitlich?» sagte ich, während ich mich erhob und den alten Herrn begrüßte. «Gibt es was Neues? Ich wollte heute gegen Mittag bei Ihnen vorsprechen (ich war damals noch Crotters Rechtsanwalt), und nun machen Sie mir schon am Morgen die Ehre Ihres Besuches in meinem bescheidenen Heim.» Damit bot ich ihm einen Lehnstuhl und eine Zigarre an. «Hören Sie mal», meinte er, nach ein paar Zügen, «ich ging an Ihrem Hause vorüber, und dabei kam mir der Gedanke, daß Sie eigentlich ein recht vernünftiger junger Mann seien, und so entschloß ich mich jetzt gleich heraufzusteigen und mit Ihnen über eine Sache zu reden, die den verstorbenen Coyle betrifft.»

«Ah —!» sagte ich, «wegen des Testamentes...?» Dieses letztere bildete jetzt einen häufigen Gesprächsgegenstand in unserer Stadt, was aus allerlei Gründen begreiflich erscheint. Denn zuerst, nachdem den alten Harpagon wieder einmal, jedoch nunmehr endgültig, der Schlag gerührt hatte, war überhaupt keine Aufzeichnung eines letzten Willens zu finden gewesen; jetzt aber schien wieder jedermann neugierig, was wohl in jenem, wie seit vorgestern verlautete, endlich entdeckten Schriftstücke verordnet sein mochte bezüglich eines so bedeutenden Vermögens, und ob nicht etwa doch wenigstens die Pfarre oder ein Wohltätigkeitsinstitut der öffentlichen Hand irgendein Legat erhalten habe, und dergleichen mehr... «Sind Sie etwa», fragte ich, «in dem Testamente irgendwie erwähnt, oder an der Verlassenschaft gar beteiligt?»

«Das kann ich noch nicht wissen», sagte Mr. Crotter, «man eröffnet eben jetzt das Schriftstück. Ich traf nämlich den Notar zufällig vor einer halben Stunde auf der Straße und ich sagte ihm auf jeden Fall, daß ich hier bei Ihnen sein werde. Übrigens haben sich Verwandte gefunden, hörte ich, eine natürliche Tochter, oder so etwas. Sie dürften zudem wissen, daß ich wahrhaft keinen Grund habe, nach einer Erbschaft zu schielen, und wenn mir der alte Coyle irgend etwas von Wert vermacht haben sollte, würde ich's unverzüglich dem Pfarrer übergeben, denn ich trage kein Verlangen nach den zusammengescharrten Schätzen dieses widerlichen alten Geizkragens.»

«Erlauben Sie», sagte ich mit leichtem Erstaunen, «gleichwohl waren Sie sein einziger Freund, ja der einzige Mensch überhaupt, mit dem er Umgang hatte. Beinahe buchstäblich genommen. Er hielt ja, wie es hieß, nicht einmal Dienerschaft.»

«Nicht einen Menschen. Irgendeine alte Vettel kam wohl über Tag, kochte und besorgte das Nötigste. Er pflegte in der Küche hinter ihr zu stehen und aufzupassen, daß nicht zuviel Fett in die Pfanne getan werde. Habe das selbst gesehen. Er hatte von der Stadt hier bis nach dem alten grauen verwahrlosten Kasten da draußen, den er sein Haus nannte, gute dreiviertel Stunden zu gehen und machte das, trotz seines hohen Alters, stets zu Fuß, falls er schon überhaupt einmal aus dem Baue kroch. Wenn er am Droschkenstand vorbeiwatschelte, pflegten die Kutscher ihm Frechheiten nachzurufen. Ja wirklich, Sie haben recht, Doktor, er war vollkommen einsam. Verdiente es auch nicht anders, meines Erachtens. Wenn ich zu ihm hinausfuhr — und das tat ich dann stets mit dem neuen schönen Jagdwagen und den Shetland-Ponies, aus Ärger sozu-

sagen —, wenn ich also hinausfuhr, mußte der Diener das Essen einpacken, aber nicht nur das, sondern wenn ich da draußen nur eine Tasse Tee nehmen wollte, ließ ich schon alles mitführen, Service, Tee, Zucker, selbst den Weingeist für die Teemaschine. Einmal brachte ich nichts. Er löffelte ruhig sein abendliches Milchsüppchen mit dem alten Brot darinnen, und ich sah dabei zu. Er hat mir niemals irgend etwas angeboten, nicht einmal Tabak, um eine Pfeife zu stopfen.»

«Nun, da kann man wirklich sagen», meinte ich lachend, «daß Ihr Umgang mit dem seligen Coyle zumindest keinerlei eigensüchtige Motive hatte! Indessen — Verzeihung, Sie, es geht mich ja gewiß nichts an — jedoch man könnte schon dazu gelangen, die Frage zu stellen, was eigentlich einen so lebenslustigen und gerade in den materiellen Dingen des Lebens ganz ausgesprochen großzügigen Mann, wie Sie, an diesem alten — na — Harpagon angezogen haben mag ... nun, ich meinte eigentlich; es wäre schier zu glauben, daß Sie Coyle einfach deshalb brauchten, um ihn zu verabscheuen — wenn anders ich mir einen kleinen Seitensprung in die Psychologie erlauben darf —»

«Bewahre!» sagte er sehr lebhaft, und sein etwas zu groß geratenes Gesicht zog sich noch mehr in die Länge, wobei seine dachförmig geknickten Augenbrauen, die noch ganz tiefschwarz waren, sich sozusagen in spitze Hütchen verwandelten — «bewahre!» rief er, «davon kann überhaupt keine Rede sein. Weder habe ich Coyle jemals verabscheut noch gehaßt. Wohin denken Sie! Nein — er war ein im Grunde interessanter und ein sehr gescheiter Mann. Coyle hat in seiner Jugend die ganze Welt gesehen. Ich konnte ihm stundenlang zuhören. Anschauen durfte man ihn freilich dabei nicht, sah ja aus wie ein Knollengewächs oder ein wandelnder Kegelstumpf. Dazu eine Haut wie Pipa, die Wabenkröte. Na, Gott hab ihn selig. Jedoch — und nun hören Sie genau zu, junger Mann, denn das ist jetzt die Angelegenheit, derentwegen ich Sie eigentlich sprechen wollte — jedoch ich habe, im Zusammenhange mit Coyle, die letzten Monate hindurch tatsächlich gehaßt, sogar auf das heftigste, wenn auch nicht den Verstorbenen, und überhaupt keinen Menschen, sondern vielmehr ein totes Ding, oder, genauer angegeben, eine Reihe von toten Dingen. Ich bin gewissermaßen gekommen, um bei Ihnen mein Herz zu erleichtern, ja, wenn Sie's so nennen wollen, um zu beichten — seltsam, ich alter Kerl einem Jungen.»

«Ihr Vertrauen ehrt mich», sagte ich, denn mir fiel augenblicklich nichts Besseres ein. Ich war überrannt und natürlich nicht im Bilde. «Erlauben Sie mir nur», fuhr ich fort — vielleicht in dem Wunsche, Zeit und damit Sammlung zu gewinnen —, «erlauben Sie mir nur, noch telephonisch mit meinem Kollegen zu sprechen, den Sie heute morgen getroffen haben, bevor Sie hierher kamen. Vielleicht kann er mir schon sagen, wie es mit dem Testamente steht, ich meine vor allem in bezug auf Sie, Mr. Crotter.» Damit griff ich zum Hörer.

Der Notar sagte mir: «Den alten Crotter hat er nicht mit einem Sterbenswörtchen in dem letzten Willen erwähnt, eigentlich abscheulich, dabei hat sich der noch als einziger um ihn gekümmert, die ganze letzte Zeit hindurch — aber so sind solche Leute schon, filzig bis übers Grab und obendrein undankbar — ja, diese arme Tochter wird natürlich alles bekommen, ist ja auch niemand da, der's anfechten würde. Einen verschlossenen Brief habe ich hier, ‚An Mr. Crotter zu übergeben nach meinem Ableben' — der Alte ist noch bei Ihnen, Doktor? Ja? Wird vielleicht sehr enttäuscht sein? Nein? Na um so besser. Ich schick den Brief hinüber, durch meinen Clerk, in einer halben Stunde. Mr. Crotter soll die Bestätigung unterschreiben, damit ist's erledigt.»

Derlei geht in kleinen Landstädten, wo man einander kennt, und schon gar unter Kollegen, ohne viel Umstände. Ich teilte meinem Gast mit, was ich erfahren hatte, freilich unter Hinweglassung der Randbemerkungen des Notars. Mr. Crotter zeigte wenig Interesse, nur als er von dem Brief hörte, der in einer halben Stunde hierher gebracht werden sollte, hob er plötzlich den Kopf, augenscheinlich aus einer Grübelei heraus, in die er während meines Telephonierens verfallen war.

«Hören Sie recht gut zu», sagte er unmittelbar danach, gleich an das Frühere anknüpfend, «denn es wird Ihnen so leicht nicht fallen, mir in dieser Sache Verständnis entgegenzubringen, und ich brauche sogar mehr als das, nämlich geradezu — Trost. Dieser jüngst verstorbene alte Mann also hatte im Laufe seines langen Lebens verschiedenerlei gesammelt, und, wie Sie bei Mr. Coyle leicht denken können, werden das nicht gerade Dinge gewesen sein, denen nur ein reiner Liebhaberwert zukommt. Eines Tages also führte er mich durch das ganze Haus, bis in ein abseits gelegenes Zimmer im linken Flügel — die Räume, durch welche wir dabei schritten, waren sichtlich unbewohnt, durch verschlossene Fensterladen verdunkelt, und natürlich namenlos kalt. Coyle beschränkte sich ja auf ein einziges Zimmer. Als wir hinten angelangt waren, machte er Licht und öffnete in dem gänzlich verstaubten, aber ziemlich geräumigen Kabinett, worin wir uns jetzt befanden, einen alten Kleiderkasten, der zunächst nichts zu enthalten schien als etliche Regenmäntel und Paletots. Jedoch, als Mr. Coyle diese beiseite geschoben hatte, wurde eine eiserne Kasse sichtbar, eine solide Kasse, wenn auch, wie ich auf den ersten Blick sah, von uralter Konstruktion, sozusagen von Anno Tobak.

Ich bin mir heute freilich darüber klar, daß alles, was jetzt geschah, eine Kundgebung größten, ja außerordentlichen Vertrauens von seiten Mr. Coyles war, und das eben macht die Sache um so schlimmer.

Er öffnete den Tresor — wobei ich schon sehen konnte, wie primitiv das Schloß gemacht war — und ließ mich hineinblicken. Da drinnen herrschte sozusagen musterhafte Ordnung. Bei dem scharfen Licht der elektrischen Lampe, das geradewegs in den Hohlraum fiel, sah ich, daß hier — und zwar auf übereinander angeordneten dick gepolsterten rotsamtenen Stufen, ähnlich wie in den Schaukästen der Museen — in drei Reihen kleine Beutelchen von Sämischleder saßen. Beachten Sie wohl, wenn ich sage: sie *saßen.*»

«Ja», sagte ich, «aber man könnte doch auch sagen: sie standen; oder: sie lagen.»

«Nein, keineswegs. Verstehen Sie wohl: gerade das *Sitzen* dieser Beutelchen war so überaus deutlich, um nicht zu sagen penetrant, daß ich mir zu jedem von ihnen gleich auch kleine Beinchen hinzudenken mußte, die über die Stufe herab baumelten» (ich wunderte mich über solch kindische Vorstellungen bei einem immerhin schon alten Mann), «und, sehen Sie, Doktor, darüber geriet ich in Zorn. Ja. Damit begann es.»

«Wie — warum gerieten Sie in Zorn?»

«Wegen des Sitzens — genau genommen.»

«Wie?!» rief ich, leicht aufgebracht, und dabei, das fühlte ich, in irgendeiner widerwärtigen Weise von ihm schon angesteckt, «aber es waren doch in Wirklichkeit gar keine Beinchen vorhanden?»

«Natürlich nicht. Diese sind auch zum Sitzen nicht unbedingt erforderlich. Dieses Sitzen wurde vielmehr bewirkt...»

«Erlauben Sie —», unterbrach ich ihn, «Sie meinen: der Eindruck des Sitzens wurde hervorgerufen.»

«Nun ja, meinetwegen», sagte er, leicht ungeduldig, «der Eindruck wurde also hervorgerufen dadurch, daß diese Kerlchen eigentlich die Form von umgekehrten Steinpilzen hatten: breit, gesetzt, wie man ja auch zu sagen pflegt. Das nächste, was ich bemerkte, war, daß jedes von ihnen vorne eine große Nummer am Bauch trug, dunkel in das graue Sämischleder eingepreßt. Es saßen 36 im ganzen hier, die Nummern 1 bis 12 auf der untersten, 13 bis 24 auf der mittleren, 25 bis 36 auf der obersten Stufe, von links nach rechts geordnet. Coyle zeigte mir auch ein Verzeichnis, das innen an der Türe des Tresors angebracht war und den Inhalt jedes dieser Geschöpfe genau angab. Etwa: Nummer 23: Smaragden, 39 Stück; Schliff, Gewicht, alles im einzelnen vermerkt... Es war ein Vermögen hier angehäuft. Nummer 32 enthielt die unbeschreiblichsten Brillanten, dergleichen ich niemals so groß und so zahlreich beisammen gesehen. Jeder Stein befand sich überdies noch in einer Hülle von Rehleder, die mit einem Buchstaben des Alphabetes bezeichnet war, und das Inhaltsverzeichnis der einzelnen Beutelchen führte alle Daten für jeden einzelnen Stein an. 10 bis 14 enthielten märchenhaft große Perlen. 18 bis 23 enthielten sogenannte Nuggats, natürliche Goldkörner, fast alle größer als Haselnüsse; sie bildeten offenbar noch den wertlosesten Teil dieser Sammlung.

«Wozu der viele Samt?» fragte ich Coyle.

«Damit der Mammon warm sitzt, ja, ja», entgegnete er scherzhaft, und rieb sich die Hände.

«Nun muß ich Ihnen ergänzend mitteilen, daß ich im Grunde für derlei Dinge nie Interesse gefühlt habe, und wenn ich dem alten Coyle wiederholt meine Bewunderung für seinen Hort ausdrückte, so geschah das zum guten Teil aus Höflichkeit und um ihm Freude zu bereiten. Im Vertrauen gesprochen — ich will da ganz offen zu Ihnen sein, Doktor, wenn es schon an dem ist, daß ich beichte —, diese Schätze des Mr. Coyle könnte ich, wie die Verhältnisse heute bei mir liegen, immer noch leichtlich kaufen, wahrhaft ohne mich dabei irgendwie anzuspannen. Jedoch tät ich's nie, und schaffe mir für mein Geld lieber andere Freuden: das gelungene letzte Bild aus der Werkstatt eines jungen Künstlers, ein schönes Reitpferd, oder die fröhlichen und zufriedenen Gesichter meiner Gäste.

Wichtig ist nun das folgende: der Umstand, daß Mr. Coyle, bei dem ich auch den Abend noch verbrachte, gerade damals von einem seiner schlimmen Zustände befallen wurde — es rührte ihn leicht der Schlag, so nennt man's wohl? Wie? Habe nie was von Medizin verstanden. Apoplexie, mag sein — kurz, auch dieser Umstand scheuchte mich nicht aus dem Bannkreis gewisser Vorstellungen, obwohl ich mich gleichzeitig um Mr. Coyle bemühte und meinen Kutscher mit dem Wagen zum Arzt sandte, was sich indessen als überflüssig herausstellte, denn Coyle hatte seine vorgeschriebenen Mittel stets zur Hand, und die Aufwärterin war vom Doktor instruiert. Als es Mr. Coyle etwas besser ging, fuhr ich zur Stadt und suchte jemand auf, dort jenseits des Flusses in dem Vorort. Der Name tut nichts zur Sache. Es war schon ziemlich spät nachts. Ich bin in den folgenden Wochen unzählige Male da drüben gewesen. Habe dort eine ganze Reihe von Kenntnissen und Fertigkeiten erworben, die mir bis dahin nicht geläufig waren, und, wahrhaftig, ich hatte in meinem bisherigen Leben auch keinen Bedarf nach derlei: beispielsweise zu wissen, wie man einen Fensterladen und ein Fenster von außen öffnet, ohne allzuviel Lärm und ohne das Glas eindrücken zu müssen — was alles bei alten klapprigen derartigen Vorrichtungen gar nicht so schwer ist; ferner, wie man, wenn der Wind geht, den Lärm geschickt ausnützen muß, den jener macht; wie man ein Kastenschloß öffnet; endlich aber — das Wichtigste — die Kunst, blitzschnell Wachsabdrücke zu machen, die brauchbar für einen Handwerker sind, um danach einen passenden Schlüssel herzustellen. Mein Studium dauerte lange Zeit, ich war da wirklich auf eine Hochschule geraten und knauserte auch nicht mit den Kollegiengeldern, so daß mein Lehrer in jeder Hinsicht recht zufrieden war. Späterhin aber, als meine Fähigkeiten sich schon als respektabel erwiesen, hielt ich doch für nötig, mich lebhafter für Edelsteine zu interessieren, und verbrachte ein oder die andere Stunde mit Mr. Coyle in seiner Schatzkammer. Als ich die Wachsabdrücke endlich hatte, ließ ich sämtliche erforderlichen Schlüssel herstellen und obendrein noch einen, der eine kleine Pforte im Flügel sperren konnte, also, daß ich jenes Kolleg über Fensterladen eigentlich umsonst belegt und gehört hatte.»

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Würde Mr. Crotter etwa beabsichtigen, mich in dieser Angelegenheit auch als Juristen heranzuziehen? Das Gebiet des Strafrechtes lag ja von den Dingen, die er eben beschrieb, nicht mehr allzu weit ab! Sein großes Gesicht zeigte während des Sprechens einen seltsamen Wechsel zwischen wirklicher, echter Bekümmernis und der dann wieder hervorbrechenden, ganz offenbaren Freude über irgendeine verübte Buberei; und diese ganze Verfas-

sung berührte mich bei dem alten Manne recht unangenehm.

«Soweit war ich also», fuhr er fort, «alles klappte, das heißt, es paßten alle Schlüssel, und die in Betracht kommenden Schlösser und Türangeln hatte ich sogar heimlich geölt, mit einer kleinen Spritze, die ich zu diesem Zwecke bei mir trug. Die Gelegenheiten zu all diesen schnellen Hantierungen waren nicht allzu schwer wahrzunehmen gewesen, Mr. Coyle ließ mich sogar in seiner Schatzkammer einmal allein. Gerade bei diesem Anlasse aber wuchs mein Haß bis ins Ungemessene.»

«Gegen Mr. Coyle, Ihren Freund?»

«Bewahre!» rief er. «Ach nein! Aber diese Kerlchen! Die grauen Bäuchlein aus Sämischleder! Die gedrungenen Körperchen! Das reihenweise Sitzen! Der weiche, warme rote Samt! Diese ganz abscheuliche Versammlung von 36 bösen, neidigen Greisengeschöpfchen, in der sicheren — haha sicheren — Hut der Kasse da drinnen! Hier sollte ein Exempel statuiert, ein Gericht gehalten, hier sollte aufs grausamste eingeschritten werden! — Ich hatte es übrigens keineswegs unterlassen, meinem Freund Mr. Coyle Vorhaltungen zu machen wegen der nicht genügend sicheren Verwahrung seines Schatzes: zu weit weg von seinem Schlafraume, ohne Alarmvorrichtung und in einer gänzlich veralteten Kasse, ganz abgesehen davon, daß er allein hier im Hause schlafe (was ich bei einem so alten Manne überhaupt ganz unbegreiflich fand). Aber er knurrte mich nur an, und sagte, nun stände das Ding bald 40 Jahre dort rückwärts, auch käme gerade dahin niemals die Wirtschafterin, weil sie dort nichts zu suchen habe, und also könne sie auch nicht spionieren. Sollte er sich etwa jetzt um teures Geld eine neue Kasse kaufen und herausschaffen lassen, damit jeder in der Stadt es nur gleich erfahre, daß bei ihm Wertvolles zu holen sei? Derlei Apparate zögen die Gauner geradezu herbei, meinte er (hatte vielleicht nicht so ganz unrecht damit). Also ließ ich diesen Gesprächsgegenstand fallen. Und 14 Tage später schritt ich zur ersten Aktion.» Er schwieg und warf den Zigarrenstummel ins Kaminfeuer, dessen helle Glut, als er sich vorbeugte, seinem übergroßen Gesicht mit den spitzen Hütchen der Augenbrauen ein geradezu unheimliches Aussehen verlieh.

«Mein erster Besuch bei Mr. Coyle, von dem er nicht wußte, fand gegen 3 Uhr morgens statt. Ich ging zunächst noch milde vor. Das heißt, ich stiftete lediglich eine moderate Unordnung, indem ich Nummer 17, von der zweiten Stufe, dazu zwang, mit Nummer 30, dritte Stufe, den Platz zu tauschen. Dann verschwand ich wieder, lautlos, wie ich gekommen. Immerhin war einmal in diese pedantische, verknöcherte Gesellschaft hineingefahren worden.»

Ich sagte überhaupt nichts mehr.

«Er pflegte», fuhr Mr. Crotter alsbald fort, «seine Schätze wöchentlich einmal einer Kontrolle zu unterziehen, aufs genaueste, das hatte er mir selbst gesagt. Als die angemessene Zeit vergangen war, besuchte ich ihn. Und ich kann Ihnen sagen, ich war aus ehrlichem Herzen um Coyle besorgt. Er mußte doch Nummer 17, zweite Stufe, auf dem Platze Nummer 30, dritte Stufe, bemerkt haben. Während ich hinausfuhr, tat er mir geradezu leid. Mein Gewissen regte sich fühlbar. Wenn ihm nun, was Gott verhüten möge, was zugestoßen ist, dachte ich immer wieder. Ein Schlaganfall! Mir wurde kalt vor Schreck im Wagen, ich war nahe am Weinen — aber was sagen Sie nun dazu: diesem alten Kerl war nicht das geringste anzumerken, es war nicht das allermindeste Zeichen aus dem scheußlichen Harpagon herauszubringen, ob er was gemerkt und wie das auf ihn gewirkt habe? — Na, ich wurde geradezu schamlos und fragte: ‚Nun, Mr. Coyle, haben Sie Ihre Schatzkammer wieder mal gemustert?‘ Und, was glauben Sie, er antwortete mir in aller Ruhe: ‚Na, freilich, gestern, ohnehin mein einziges Vergnügen.‘

Da mußte also schärfer durchgegriffen werden.

Ich ließ geraume Zeit vergehen. Dann schritt ich wieder ein. Ich nötigte 26, 27, 28, 29 —»

«Erlauben Sie mir», sagte ich gereizt, «was bedeutet das: Sie nötigten?»

«Das bedeutet, daß ich die Kerlchen zwang, vom Samte zu steigen, herabzumarschieren und sich unverzüglich in der ersten Reihe auf 2, 3, 4, 5 draufzusetzen. Ich sah förmlich die Beinchen baumeln. Zudem saßen sie schlecht.»

Ich seufzte.

«Beim nächsten Male, als ich — nach angemessener Zeit natürlich, aber ich konnte es kaum erwarten — zu Coyle fuhr, ließ ich den Diener außer dem Abendessen noch einen Korb Rotwein für Mr. Coyle mitnehmen. Sehr wahrscheinlich aus elendem Gewissen, vielleicht aus Angst um Coyle, ja, ganz gewiß aus der Erwägung, daß der arme alte Mann etwa einer Stärkung bedürftig sein könnte — ja, aber welche Niedertracht erwartete mich? Er aß ruhig sein Milchsüppchen. Es war — nichts. Nichts. Gar nichts. War das auszuhalten? Sagen Sie selbst: war das noch auszuhalten?»

«Es scheint mir, daß Sie Mr. Coyle ganz unermeßlich gehaßt haben müssen», entgegnete ich traurig.

«Bewahre!» sagte er, und sein Gesicht wurde bei dem betonten Vokal dieses Wortes plötzlich übermäßig lang, wie etwa Gesichter in einem verzerrenden Spiegel, nach der Art jener, die man auf Jahrmärkten in den Buden sehen kann. «Bewahre! Verzeihen Sie, aber ich finde es beinahe langweilig, daß Sie immer dasselbe sagen. Nun weiter: Ich ertötete von da an jedes Mitleid in mir, 3, 11, 29, 8, 17 und 10 mußten beim nächsten Male ganz einfach aus dem Kasten, und in einer kreisförmigen Anordnung — angesichts der von außen wieder sorgfältig versperrten Türe des Tresors! — außerhalb desselben Platz nehmen. 17 im Mittelpunkte des Kreises sitzend. Und zwar auf dem Fußboden. Beim nächsten Mal, als ich zu Coyle hinausfuhr, ließ ich einen Korb Champagner einpacken. Er trank davon viel und mit Vergnügen, bei allerbester Laune, ebenso von dem Rotwein, man kann schon sagen, daß er soff. Sie verstehen, daß meine Lage nunmehr vollkommen unhaltbar sich gestaltete, und damit hängt es eben zu-

sammen, daß ich mich hinreißen ließ, daß ich zum Äußersten schritt, daß ich vor keiner Roheit mehr zurückschreckte. Und nun sehen Sie, deshalb bin ich ja bei Ihnen, obgleich mir vielleicht besser gewesen wäre, zum Pfarrer zu gehen...»

Ich erschrak. «Mr. Crotter», sagte ich in sehr ernstem Tone, «sprechen Sie bitte ohne Umschweife.» Ich setzte mich aufrecht. «Haben Sie — Mr. Coyle — irgendein Leid angetan?»

«Bewahre!» rief er, und jetzt schien mir sein Gesicht einen Augenblick lang von den Haaren bis zur Kinnspitze mindestens einen Yard zu messen, «es ist ja wahrhaft entsetzlich, wie phantasielos ihr jungen Leute seid! Ach, diese Generation nach dem Kriege! Für alles sucht sie immer nur die banalste Erklärung. Sie verzeihen schon. Aber, in Anbetracht des Altersunterschiedes zwischen uns —»

Ich machte eine Bewegung mit dem Oberkörper, die einer leichten Verbeugung etwa gleichkommen mochte.

«Unsinn, alles Unsinn!» rief Mr. Crotter. «Nun weiter: es folgte zunächst eine Häufung meiner nächtlichen Besuche, deren Abstände somit immer kürzer wurden. 6, 9, 11, 19, 16, ferner 15, 18, 23, 28, und dazu von oben 35, 36, vor allem aber 17, mußten zunächst im Gänsemarsch aufziehen, Richtung vom Tresor zur Türe. 17 voran. Beim nächsten Male befahl ich eine Schlangenlinie, ließ dieselbe beim übernächsten Mal wiederholen (immer 17 voran!) und verfiel — nachdem ich's auch mit Doppelreihen versucht hatte — aufs Kavalleristische: 2 hoppla aufgesessen auf 3, 4 auf 5, 6 auf 7, und so fort, 17 voran, naturgemäß.» Ich wollte eine Zwischenfrage tun, da mir «naturgemäß» nicht recht einleuchtete, aber Mr. Crotter war dermaßen in Schuß gekommen, daß dieser Versuch mißlang. «Indessen mußte ich bei alledem bald erkennen», fuhr er fort, «daß ich es im Grunde doch nur mehr auf 17 (zweite Reihe) abgesehen hatte, dieses Geschöpf war mir zum Brennpunkte unermeßlichen Hasses geworden, warum weiß ich nicht, ich habe auch nie nachgeprüft, was jener Graubauch eigentlich enthielt — ist ja auch gleichgültig.

Unverzüglich schritt ich nunmehr zu jenem Äußersten, das heute mein Gewissen so sehr beschwert, Doktor. Ich wählte eine ganz abscheulich kalte Winternacht. Ich öffnete beide Fensterflügel weit, ließ 17 allein herausgehen, schlang ihm eine mitgebrachte Schnur um den Hals, und hing ihn in die äußerste Kälte, ans Fensterkreuz, so daß er etwa einen Yard darunter schwebte. Der Tresor war natürlich wieder ordnungsgemäß verschlossen worden.»

Er schwieg, und auch ich äußerte nichts und starrte in das Feuer, dessen stille Glut jetzt, da keine Flammen mehr züngelten, gleichmäßig und tief, wie roter Samt leuchtete.

«Am darauffolgenden Abend ist Mr. Coyle gestorben. Wie Sie wissen, infolge sogenannten Herzschlages.»

«Sie hätten vielleicht doch gut daran getan, zum Pfarrer zu gehen, Mr. Crotter», sagte ich.

«Meinen Sie, daß man unserem ehrwürdigen Vicar so etwas begreiflich machen könnte? Ich bin nicht dieser Anschauung.»

«Ich auch nicht, Mr. Crotter. So etwas kann man überhaupt keinem — verzeihen Sie — vernünftigen Menschen begreiflich machen, gleichwohl, vielleicht hätte der Pfarrer Ihnen doch einiges sagen können, einiges in bezug auf Ihr Gewissen...»

«Da sind wir, wo wir hingehören!» rief er höchst lebhaft, ja geradezu begeistert, was mich hinwiederum befremdete. «Das Gewissen! Das ist's! Sie können sich kaum vorstellen, was ich leide, seit der alte Mann gestorben ist. Mein Leben läuft unter einem dumpfen Drucke ab. Ich will kein furchtbares Wort gebrauchen für das, was ich möglicherweise doch getan habe, aber dieses Wort steht ständig in mir bereit, will sich hervorwagen, will ausgesprochen werden ... sehen Sie, deshalb ging ich zu Ihnen, Sie sind ein junger Mann von Welt, von Einsicht — ach, was nützt mir unser alter Pfarrer!» Er redete sich geradezu in Schwung, es entstand bei mir der groteske Eindruck, als würde ihm diese seine Gewissensangst geradezu einen Genuß, ja fast möchte ich sagen eine kindische Freude bereiten.

«Ich will nicht noch einmal wiederholen, worüber Sie sich früher schon ärgerten, Mr. Crotter», sagte ich, «aber Sie wissen, was ich für den eigentlichen Urgrund Ihrer Handlungsweise gegenüber Coyle halte ... und gerade darin scheint mir Ihre Schuld zu liegen, von welcher selbst dann noch etwas übrig bliebe, wenn wir beispielsweise annehmen wollten, daß Mr. Coyle von allem Anfange an Ihre ganze Narretei durchschaut, Sie, Mr. Crotter, als den Täter richtig angenommen, sich also in keiner Weise bekümmert oder geängstigt habe. Das heißt, daß er Sie gewissermaßen — gewähren ließ, die ganze Sache als ein harmlos kindisches Treiben betrachtend. Dafür sprechen doch immerhin einige Gründe. Man ließ Sie auffallend lange ganz ungestört. Nie wurde ein Wort über die Sache Ihnen gegenüber gesprochen —»

«Aber am Ende hat ihn doch der Schlag getroffen!» unterbrach er mich, und unglaublicherweise geradezu triumphierend. Gleich danach aber schlug sein Ton ins völlig Jämmerliche um: «Ach, könnt ich mich mit dem, was Sie eben sagten, wirklich trösten, Doktor, ich tät es zu gern! Jedoch, wie wäre jemals darüber Gewißheit zu erlangen? Und nur die Gewißheit könnte hier der wahre Trost sein und die Befreiung von den Qualen des Gewissens bedeuten! Sie meinen also, es wäre immerhin möglich — daß dieser letzte Schlaganfall..., daß dieser Umstand nur als ein sozusagen zufällig gerade an jenem Tage eingetretener betrachtet werden könnte? Und nicht als Folge der Entdeckung des entsetzlichen Zustandes, in welchem ich 17 gezwungen hatte, die ganze Nacht zu verbringen? Vielleicht hat er am nächsten Tage gar keinen Kontrollgang unternommen? Jedoch, wär's nicht auch möglich, daß er, wenn auch von Anfang alles wissend — was ich nicht glaube, nicht glauben darf, weil ich mir die Sache allzuleicht machen

würde! — wär's nicht auch möglich, daß er *trotzdem* von jener Entdeckung gebrochen und niedergeschmettert wurde: einfach deshalb, weil es eben — um 's kurz zu sagen: einfach schon zu arg war, was er da am Ende noch sehen und erleben mußte? Wie? Mein armer toter Freund! Und — wie konnten Sie von meiner ‚Handlungsweise gegen Coyle' sprechen? Welch ein Mißverständnis! Habe ich je bei alledem — gegen ihn gehandelt? Bewahre! Bewahre! Ich sprach diesen elendiglichen Graubäuchen ein selbständiges Leben zu, sozusagen, diesen miserablen Geschöpfen hauchte ich gewissermaßen den Odem ein. Das war's. Sie waren aber nur ein Eigentum, ein schäbiges obendrein, meines Erachtens. Ich verwechselte die Begriffe von Subjekt und Objekt. Ich bin eigentlich unschuldig. Und doch kann ich mich dabei nicht beruhigen. Ich — und überdies mein armer Freund! — wir sind in gewissem Sinne die Opfer eines philosophischen Irrtumes meinerseits geworden ... ach, aber auch diese Einsicht bringt mir wenig Trost...»

Es klopfte an der Türe, und mein Diener ließ den Clerk des Notars ein, welcher alsbald Mr. Crotter einen versiegelten Briefumschlag mittlerer Größe überreichte. Als die Unterschrift geleistet und wir wieder allein waren, brach mein Gast eilends die Enveloppe auf.

Man kann sich denken, daß ich ihn mit größter Spannung beobachtete. Was aber nun geschah, war in keiner Weise vorauszusehen gewesen und knüppelte sozusagen alle meine Erwartungen und Vermutungen in nichts zusammen.

Mit einer wilden Gebärde zerrte Mr. Crotter aus dem Briefumschlag ein Ding ans Licht, welches ich sogleich als einen schlaffen und leeren grauen Lederbeutel erkannte, aus dessen Maul ein länglicher Zettel heraushing. Crotter starrte einen Augenblick hindurch auf den Zettel, sprang auf, warf mir beides zu, und tat, tiefe Zornesröte im Gesicht, ein paar Schritte bis in die Mitte des Zimmers, wo er atemringend stehen blieb.

Ich betrachtete, was auf meinen Knien lag. Der leere Beutel von Sämischleder trug die Nummer «17» dunkel eingepreßt. Auf dem Zettel standen nur wenige Worte, die mich jedoch erschütterten, ja mir ein gelindes Grauen erzeugten:

«I am cold. I am getting very cold...» Hier brach die Schrift ab.

«Mir ist kalt. Mir wird sehr kalt...»

«Mr. Crotter —», sagte ich leise, «Coyle wollte offenbar in seinen letzten Augenblicken noch an Sie schreiben, als ihn schon Todeskälte beschlich...»

Hinter mir aber brach ein unbeschreibliches Toben los:

«Wie? Was? Todeskälte? Unsinn, alles Unsinn! Was verstehen Sie denn da? Der Beutel, das Beutelchen, der elende Graubauch, das graue Schweinchen, dieses widerlichste Geschöpf spricht doch diese Worte! Kalt ist dir? Ha! Ich will dir helfen! Warte mal! Da —!»

Er fuhr auf mich los, entriß mir das Beutelchen, schleuderte es in die Glut des Kamines und schrie:

«Da! Wärme dich im roten Samte, du Scheusal, du Widerling, elender Graubauch! Verbrenn dir deine Pilzbeinchen —!»

Das Leder rollte sich in der Glut, die in glimmendem Rande darauf vorschritt. Jetzt blähte sich das Ding ein wenig auf, schien platzen zu wollen, ja schien sich als Ganzes zu krümmen und zu bewegen. Indessen tobte Crotter:

«Coyle hat alles gewußt! Wollte mich noch utzen! Dieses Schwein! Möge er in der untersten Hölle braten, wohin alle Geizhälse gehören. Solch ein Schuft! Läßt mich da ein- und aussteigen! Oh, warte mal —!»

Crotter trat mit dem Stiefel in die Glut, den Rest der weißen Lederasche darin vergrabend. «Hat alles gewußt, der Schuft...» ächzte er nun noch einmal, und sank, endlich ermattet, im Lehnstuhl zusammen.

Eine gute Zeit hindurch blieb es vollkommen stille. Dann sprach Mr. Crotter wieder, mit leiser und trokkener Stimme:

«Und was sagen nun Sie zu alledem, Doktor?»

Jedoch, um's am Ende kurz zu machen, mir war an dem Punkte, wo wir jetzt hielten, die ganze Geschichte einfach zu dumm geworden.

«Nichts, Mr. Crotter», antwortete ich daher ziemlich kühl, «die Sache scheint mir nur in jeder Hinsicht außerhalb meines Pflichtenkreises als Ihr Rechtsanwalt sowie auch außerhalb meiner diesbezüglichen Kompetenzen zu liegen.»

Nun, er verließ mich doch recht verärgert, wie mir schien. Und vier Wochen später hat er mir seine Kundschaft und die Vollmacht entzogen. Ich war in der Ablehnung seines privaten Lebens offenbar zu weit gegangen. Der Verlust Mr. Crotters als Klienten bedeutete damals eine so empfindliche Erschütterung meines laufenden Budgets, daß ich allein aus diesem Grunde schon die Geschichte von der Peinigung der Lederbeutelchen bis heute im Gedenken behalten habe.

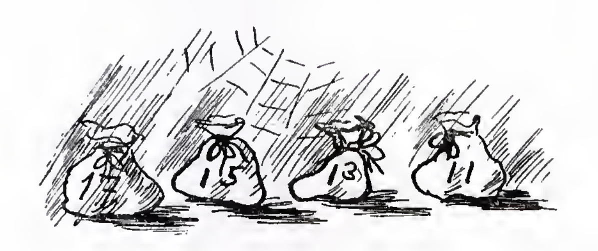


Photo-Wettbewerb von Atlantis

1000.— DM für das schönste Ferienphoto

10 zweite Preise von je DM 100.— und mindestens 10 Trostpreise von je DM 50.—

In der Hoffnung, daß dieses Heft im Hinblick auf die bevorstehende Ferienzeit recht anregend wirken möge, laden wir die Atlantis-Leser herzlich ein, ihrerseits die Redaktion anzuregen durch fleißige Beteiligung an dem Photo-Wettbewerb, den wir hier ausschreiben. Wir machen dabei keinen Unterschied zwischen Amateuren und Berufsphotographen; denn auch die letzteren werden wieder zu Liebhabern, wenn sie die Kamera mit in die Ferien nehmen, und anderseits entpuppt sich auch mancher Amateur bei dieser Gelegenheit als ein Meister. Wir empfehlen den Teilnehmern am Wettbewerb dringend, die nachstehenden Bedingungen und Richtlinien genau zu beachten, um die Gewinnmöglichkeiten wahrzunehmen und zugleich auch der Jury ihre Aufgabe etwas zu erleichtern.

Redaktion und Verlag von Atlantis

1. **Das Thema** lautet: «MEIN SCHÖNSTES FERIENPHOTO.» Die Aufnahme soll während eines Ferienaufenthaltes, vorzugsweise in diesem Jahr, aufgenommen sein, gleichgültig in welcher Jahreszeit oder in welchem Land. Rein private oder magazinhafte Aufnahmen, die sich z.B. auf die Wiedergabe eines lachenden Filmstars (oder wer es gern sein möchte) beschränken, schalten wir aus. Im übrigen aber kann es sich um Landschaften, Bauten, Menschen, Tiere, Pflanzen und was immer mit dem Ferienerlebnis zusammenhängt, handeln. In der Beurteilung wird die gelungene Wiedergabe einer besondern Stimmung oder Atmosphäre ebenso berücksichtigt werden wie die sachliche Aussage, auf jeden Fall aber soll das Bild «etwas sagen» (wir nennen das in der Redaktion «atlantismäßig»).

2. **Photographisches:** Bei der Beurteilung der Aufnahmen spielen neben dem «bildmäßigen» Sehen auch Schärfe und gute Durchzeichnung eine entscheidende Rolle. Auch bei dieser Regel sind freilich Ausnahmen gestattet, wenn sie durch ein außergewöhnliches, auf andere Weise nicht zu erreichendes Resultat gerechtfertigt werden. Das gleiche gilt hinsichtlich der bestmöglichen Tiefenschärfe oder des in der Vergrößerung sichtbaren groben Kornes, das wir als Mangel anrechnen müssen (weshalb Kleinbild-Aufnahmen, bei ihren sonstigen großen Vorteilen, eine besonders sorgfältige Behandlung beim Entwickeln und Vergrößern erfordern!). Wenn für die Aufnahme ein ausgesprochen architektonisches Thema gewählt wird, wie z.B. ein Tempel oder eine Kirchenfassade, so betrachten wir die «fallenden Linien» als Fehler; denn die photographische Technik ist längst in der Lage, eine solche Ansicht, sei es durch einen geeigneten Apparat mit verstellbarer Linse, sei es durch nachträgliches «Entzerren» der Aufnahme, so wiederzugeben, wie sie das menschliche Auge (das ein so wunderbares Kugelobjektiv ist) vermittelt, nämlich so, daß z.B. parallele Säulen auch parallel erscheinen und nicht nach oben zusammenfallen.

3. **Die Abzüge,** bzw. Vergrößerungen, die zum Wettbewerb eingereicht werden, müssen folgenden Bedingungen entsprechen: Schwarzweiß auf Glanz- oder Hochglanzpapier (also keine Chamois-Tönungen, kein rauhes Papier und dergleichen). Mindestens 18 cm und höchstens 30 cm breit oder hoch. Die Abzüge dürfen nicht auf ein größeres Papier aufgeklebt, mit Passepartout-Rahmen umgeben oder in ähnlicher Weise «aufgemacht» sein. Wir stellen diese Bedingungen im Interesse einer objektiven Beurteilung und einer guten Reproduktionsmöglichkeit. Jeder Abzug muß auf der Rückseite Name und Adresse des Photographen und die Beschriftung des Bildes in gut leserlicher Schrift enthalten, in Übereinstimmung mit der Eintragung auf dem untenstehenden Anmeldungszettel.

4. **Farbphotos** werden zum Wettbewerb ebenfalls zugelassen, obwohl in erster Linie Schwarzweiß-Aufnahmen vorgesehen sind. Die Farbwirkung ergibt sowohl technisch wie ästhetisch ein zusätzliches Argument, das sich in der Gesamtbewertung ebensogut negativ wie positiv auswirken kann. Dabei ist maßgebend die Wirkung der Farbe im Hinblick auf die Reproduktion. Bitte beachten Sie, daß manche Farbauf-

——————— **Hier abtrennen!** ———————

Anmeldezettel für den Atlantis-Photowettbewerb

«Mein schönstes Ferienphoto»

D........ Unterzeichnete beteiligt sich mit .... Aufnahmen (........ Farbaufnahmen) und hat zustimmend von den in der Atlantisnummer vom Mai 1954 veröffentlichten Wettbewerbs-Bedingungen Kenntnis genommen. Die umstehend aufgeführte Beschriftung entspricht der Beschriftung der gleichzeitig eingereichten Aufnahmen.

Name (eigenhändig) und Adresse (bitte sehr deutlich!):

....

....

Auf der Rückseite folgt die Beschriftung der Bilder (eventuell abgekürzt!)

nahme, die in der Projektion begeistert, selbst in der sorgfältigsten Reproduktion enttäuschen muß, nicht nur weil sich hier die Vergrößerung anders auswirkt, sondern weil die Farben gedruckt anders wirken, als wenn sie im dunkeln Raum durchleuchtet und projiziert werden.

Für Farbaufnahmen gelten statt Punkt 3 folgende Bedingungen: Einzureichen ist das *Original;* die Originalaufnahme muß mindestens 6×6 cm groß sein. Wo es sich um Originale handelt, die als Farbnegative verwendet werden und deshalb die Komplementärfarben zeigen, ist mit dem Original eine Farbkopie (bzw. Farbvergrößerung) im Format von mindestens 13×13 cm einzureichen. Die auf die Rückseite des Abzugs gehörende Beschriftung ist im Falle von Farbdiapositiven, für die kein Abzug zur Verfügung steht, auf dem Couvert, in dem das Farbdiapositiv steckt, anzubringen.

5. Jede eingereichte Aufnahme soll eine **Beschriftung** haben. Die Beschriftung kann entscheidend zur Wirkung des Bildes beitragen, indem sie die Aufnahme sachlich erläutert oder auch stimmungsmäßig interpretiert und die Phantasie des Betrachters in eine bestimmte Richtung lenkt. Beachten Sie aber, daß allgemeine Redensarten wie «Ferienglück» oder «Endlich allein!» hier gar nichts besagen und daß es auch keinen Wert hat, in der Unterschrift das zu wiederholen, was jeder Betrachter ohnedies schon selbst aus dem Bild sehen muß.

6. Jeder Bewerber kann **bis zu drei Aufnahmen** einreichen.

7. Die Aufnahmen müssen **bis zum 31. August 1954** bei der Redaktion von Atlantis eingetroffen sein. Auf der Adresse ist ausdrücklich zu vermerken «Photo-Wettbewerb». Die Adresse lautet:

für Einsendungen aus *Deutschland:*

Redaktion Atlantis, Photo-Wettbewerb, Atlantis Verlag, Freiburg i. Br. (Deutschland), Johanniterstraße 4

für Einsendungen aus der *Schweiz und anderen Ländern:*

Redaktion Atlantis, Photo-Wettbewerb, Atlantis Verlag, Zürich 24 (Schweiz), Postfach, Zeltweg 16.

Bitte beachten Sie, daß ungenügend verpackte Sendungen oft in unbrauchbarem Zustand (zerknittert oder zerrissen) ankommen. Benützen Sie für Ihre Sendung einen genügend festen Karton.

8. Eine **Rücksendung** der unprämiierten Einsendungen kann nur erfolgen, sofern der Einsender genügend Rückporto (oder Gutscheine dafür) beilegt.

9. Die eingereichten Aufnahmen dürfen bisher weder veröffentlicht noch irgendwo zur Veröffentlichung angeboten worden sein; sie dürfen auch bis zum Entscheid des Wettbewerbs nicht anderswo veröffentlicht oder angeboten werden. Es darf sich ferner nicht um Aufnahmen handeln, die in irgendeinem Auftrag oder sonst in beruflicher Eigenschaft entstanden sind.

10. Die **Jury** besteht aus:

Herr Dr. Walther Heering, Herausgeber des Photo-Magazins, Seebruck am Chiemsee; Herr Thomas Ganz, Zürich; Der Herausgeber von Atlantis.

Der Entscheid der Jury ist endgültig und unanfechtbar.

11. Durch die Prämiierung erwirbt der Atlantis Verlag das Recht der **Veröffentlichung** der prämiierten Photos. Ein Jahr nach der Veröffentlichung in «Atlantis» fällt das Publikationsrecht uneingeschränkt wieder an den Photographen zurück.

Die prämiierten Aufnahmen werden so weit wie möglich im Novemberheft 1954 veröffentlicht; die Redaktion behält sich die Veröffentlichung weiterer prämiierter Aufnahmen im Jahrgang 1955 vor. Die Urheber der prämiierten Aufnahmen erklären sich bereit, der Redaktion auf Wunsch die Negative leihweise zur Reproduktion zu überlassen. Die Abzüge bleiben im Besitz der Redaktion, währenddem die Negative und die Originale der Farbaufnahmen dem Photographen wieder zugestellt werden.

Wenn möglich soll mit den prämiierten Aufnahmen eine **Ausstellung** veranstaltet werden, über die das Nähere nach Abschluß des Wettbewerbs mitgeteilt wird. Zu dieser Ausstellung können auch Aufnahmen herangezogen werden, die ebenfalls zur Prämiierung geeignet gewesen wären, aber als überzählig ausfallen mußten.

12. **Zur Teilnahme am Wettbewerb berechtigt** sind nur Leser dieses Atlantisheftes, die sich vorbehaltlos mit den Bedingungen des Wettbewerbes einverstanden erklären und den untenstehenden Originalzettel, wahrheitsgemäß ausgefüllt, gleichzeitig mit ihrer Photosendung an eine der beiden oben angegebenen Adressen schicken. Ein Zettel gilt nur für einen Einsender. Diese Anzeige mit je einem weiteren Anmeldezettel wird noch zwei weiteren Atlantisnummern beigelegt.

———————— **Hier abtrennen!** ————————

Rückseite des Anmeldezettels. **Beschriftung der eingereichten Bilder:**

....

....

....

....

....

....

Erskine Caldwell: DER WANDERPREDIGER. Steinberg-Verlag, Zürich.

Wir bekamen in den letzten Jahren des heutigen Amerikaners Caldwell Romane «Sonnenstadt ohne Sterne», «Gottes unfehlbare Hand», «Opossum», «Ein Haus im Hügelland» zu lesen. Sie sind samt und sonders heftigste Proteste gegen Schäden, wie sie eine verwahrloste Menschenschicht in den Staaten aufzuweisen hat, verkommen infolge von unsagbarer Armut bestimmter Arbeiterkreise in den Riesenstädten, infolge von pfiffiger Faulheit bestimmter Farmer auf endloser Ebene voll geistigem Stillstand, von Säufertum und Prostitution, von brutalen Gegensätzen zwischen Weißen und Schwarzen, von grotesker Unausgeglichenheit zwischen letzten Errungenschaften der Technik und seelischem Primitivismus. Was die Schilderungen des Autors so schauerlich macht, ist seine scheinbare Mitleidlosigkeit — eben um des Mitleids und der stärkeren Wirkung willen. Er berichtet gewissenhaft aus den Untiefen seiner Ungeheuer; so kommt neben der Schurkerei des Biedermanns die humorvolle Note, eine gellende Dissonanz, an die schmierige Oberfläche. Neben dem Nihilismus die geheuchelte Frömmigkeit, ein Frommsein — es ist sehr bemerkenswert —, das nicht einmal restlos Schwindel zu sein braucht, da dieses Geschmeiß von abgefeimten Wegelagerern mental so konstruiert ist, daß es die Gegensätzlichkeit zu versöhnen weiß: den Nebenmenschen am Leben zu bedrohen, ihm den letzten Cent und obendrein die Frau wegzulocken und doch angeblich ein heilsames, fruchttragendes Verhältnis zu Gott zu haben. Der Mensch ist eben sündig; und gelegentlich «entsündigt» er sich dann.

So einer ist der in seinem miserablen Kasten über Land ratternde Semon Dye. Als «Wanderprediger» irgendeiner der eigenbrötlerischen Sekten sucht er die entlegenen Bezirke von Georgia und Alabama heim. Seine Tricks mit den Wetten und Würfeln, mit dem Revolver in der großen Klaue und dem Wort des Heils auf der geölten Zunge hat er oft genug bei den Farmern und ihren Weibern ausprobiert, um die grausige Posse seines ertragreichen Theaters nun auch bei Clay Horey und den Seinen mit vollem Erfolg durchführen zu können. Der «Gottesmann» nimmt dem armen Schelm (gewiß: er ist selber ein schlechter Kerl) alles ab: sogar bei der Bank schnell geliehenes Geld; Haus und Hof; halb die vorletzte und ganz die letzte Frau; und natürlich auch das gute Auto gegen den alten ratternden Kasten.

Ein Höhepunkt aber dieser mit Theologie getarnten Gaunerei und triefenden Unsittlichkeit ist Semon Dyes stunden- und stundenlange «Predigt» im Schulhaus, zu der sich die dörflichen Familien der Umgebung einfinden und die zu einem Gespenstersturm an frommer Besessenheit wird — würdig eines Höllen-Brueghel. Wie sich im dumpfen Gefühlsorkan sture Religiosität und blinde Sexualität überschlagen, wie der Orgasmus des «Gott suchenden» Höhepunktes unter Heulen und Zähneklappern erklommen wird, das ist von einer infernalischen Komik, von einer erschreckenden Echtheit. Semon Dye, der als überlegene virtuelle Kraft, als dämonischer Hypnotiseur für Einfältige in die Reihe aller vom Volk akklamierten Volksverderber gehört, hat es wieder einmal geschafft. Er hat glänzende Geschäfte gemacht, und er hat das Materielle dadurch ausgeglichen, daß er den Schäfchen — es waren genug Böcke darunter — die «Entsühnung» gebracht hat. Und gleichzeitig nicht zum wenigsten sich selbst. Er kann in neue Taten «gereinigt» hineinfahren.

Der Übersetzer von «Journeyman», N. O. Scarpi, löste die schwierige Aufgabe, die heiklen Szenen sprachlich in taktvollen Grenzen zu halten, den saloppen Disputen die entsprechende lockere Form zu geben, ausgezeichnet. *A. M. F.*



Marie Mauron: AQUÉ MENOUN. Speer-Verlag, Zürich (übersetzt aus dem Französischen von R. Römer).

«Aqué Menoun», alter Hirtenruf aus der Provence, steht über der deutschen Übersetzung dieser Schilderung eines Hirtensommers. (Der französische Titel heißt «Le Royaume Errant».) Der Hirt «Nègre», der an der Spitze von 2000 Schafen durchs ganze Vercors in die Provence hinabwandert, ruft so, stetig fortschreitend, während in dem Gewühl hinter ihm Lämmer geboren werden, Schafe in gebirgiger Landschaft abstürzen, andre ermattet liegen bleiben und die Hunde bellend und beißend die Herde umkreisen. Der Hirt schreitet immer weiter, in wunderbarer Unbeirrbarkeit führt er seine Herde und so auch die Handlung, die sich in seinem Rücken zwischen der Hirtin und dem zum Hirten gewordenen Bauern abspielt. Das Leben der Herde steht über allem, auch über dem ehrbaren Zigeunerleben der Hirten und der zarten Liebesgeschichte. Das Wunderbare am Buch ist die Schilderung des Hirtendaseins, das uns von einer provenzalischen Bauerntochter, die einen Sommer lang mit den Hirten lebte, unverfälscht dargeboten wird. Die Schilderungen der Tiere, der Schafe und Ziegen, der Beziehungen zwischen Mensch und Tier sind ganz ausgezeichnet. Die Unterhaltungen der Hirten dagegen, die man sich in irgendeiner herben ausdrucksvollen Tonart und Sprache vorstellt, haben im reinen Hochdeutsch gelegentlich einen etwas geschraubten Klang.

Dennoch entläßt einen das Buch weitgehend beglückt, beglückt vor allem darüber, unter kundiger Führung in eine reizvolle, uralte und dennoch ganz gegenwärtige Welt eingedrungen zu sein. *B. H.*